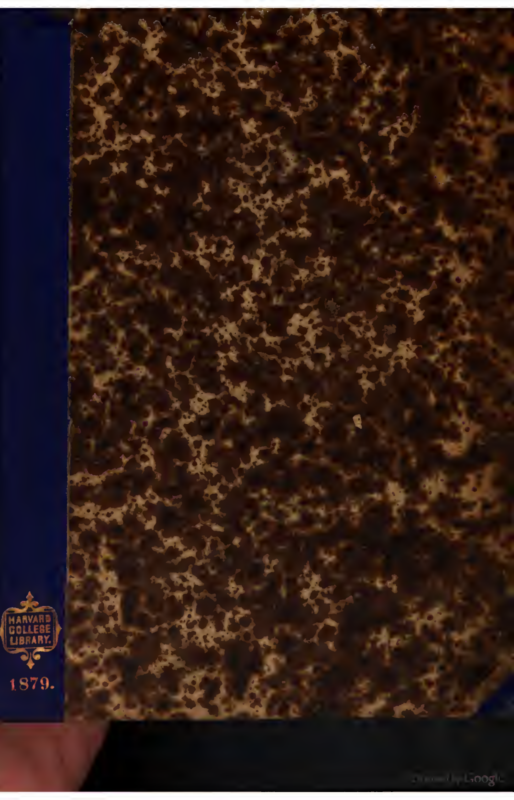
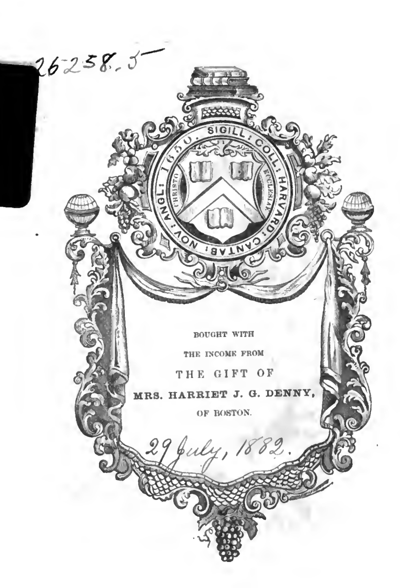



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
MRS. HARRIET J. G. DENNY,
OF BOSTON.
29 July, 1882.



QUELLENSTUDIEN

ZU

UHLANDS BALLADEN.

QUELLENSTUDIEN

ZU

UHLANDS BALLADEN

VON

PAUL EICHHOLTZ

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1879

1882, July 29.
Denny fund.

VORWORT.

Die hier unter dem Titel „Quellenstudien zu Uhlands Balladen“ vereinigten drei Abhandlungen von Paul Eichholtz, dessen Leben ein Gehirnschlag am 12. Juni 1875 plötzlich ein Ende machte[1]), geben einen schätzbaren Beitrag zur Uhlandphilologie und haben wegen ihrer Sorgfalt und Umsicht längst verdiente Anerkennung gefunden. Dass sie auch einen im Verlauf der Untersuchungen mehr zurückgetretenen praktischen Zweck beim deutschen Unterricht in der That erfüllen (vgl. S. 1 f. mit S. 59), beweist die von pädagogischer Seite ausgegangene Anregung zu dem unveränderten Abdruck, welcher mir vom Herrn Verleger übertragen worden ist.

Die Anordnung ist so getroffen, dass die Abhandlung über die Schwäbischen Balladen die dritte Stelle einnimmt, weil sich die ein Jahr später erschienene Bearbeitung der Nordischen und der Französischen Balladen unmittelbar an die ersten Beiträge zur Erklärung anschliefst und die Schwäbischen Gedichte im Ganzen gerechnet jünger sind als die anderen.

Zweierlei ist aus dem Nachlass des Verfassers durch die bereitwillige Güte seines Freundes, des Herrn Gymnasialdirectors Dr Ludwig Bellermann, welchem ich für die Ueberlassung des Materials meinen besten Dank ausspreche, noch hinzugekommen. Durch Benutzung des Handexemplars der Abhandlung über die Schwäbischen Balladen konnte ich acht Einschaltungen in den Text, litterarische und auf

[1]) S. das Programm des Gymnasiums zum grauen Kloster, Berlin 1876, S. XII f. Eichholtz war am 19. Dezember 1843 zu Lauenburg in Pommern geboren. Er wurde auf dem Gymnasium zu Stolp und seit 1862 auf den Universitäten zu Bonn, Berlin und Halle ausgebildet, promovierte 1867 auf Grund einer Dissertation: De scriptoribus περὶ εὑρημάτων und trat Michaelis 1868 seine Lehrthätigkeit am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster an.

Autopsie beruhende Notizen, und eben so viel neue Anmerkungen aufnehmen. Dreimal hatte der Verfasser ausserdem auf die von Robert Boxberger herrührende Recension im Litterarischen Centralblatt, wohl im zustimmenden Sinne, verwiesen, aus welcher ich die Berichtigungen gleichfalls beigesetzt habe; an einer vierten Stelle auf S. 83 wurde dieser Hinweis durch einen Einschub erst jetzt gefordert. Zweitens ist als Anhang eine nach dem Jahre 1873 begonnene und wahrscheinlich durch den Tod abgebrochene Untersuchung über die verschiedenen Perioden in Uhlands dichterischer Thätigkeit beigegeben worden, obwohl von dem Manuscript, welches bis auf ein noch nicht ausgeschriebenes Lied des Wunderhorns druckfertig ist und neunundzwanzig Octavseiten umfasst, leider die ersten zehn verloren sind. Die Erwägung, dass das Bruchstück einer unfertigen Arbeit erneute Betrachtung anrege und ihr einiges Material biete, entschied für die Aufnahme.

Die eigenhändigen Zusätze des Verfassers sind überall durch Sternchen bezeichnet; was von mir herrührt, ist in eckige Klammern eingeschlossen. Die ursprüngliche zum Theil doppelte Paginierung ist weggelassen, aber aufser dem Inhaltsverzeichnisse ein Register hinzugefügt worden.

Berlin, den 2. Juni 1879.

Gustav Hinrichs.

INHALTSVERZEICHNIS.

I.

BEITRÄGE ZUR ERKLÄRUNG UHLANDSCHER BALLADEN.

[Aus der Zeitschrift für das Gymnasialwesen XXV S. 1—10, Berlin 1870.]

Ein vollständiger und genauer Nachweis der Quellen, aus welchen Uhland die Stoffe zu seinen Romanzen und Balladen entnommen hat, fehlt noch, obwohl viele Lehrer des Deutschen in den mittleren Classen unserer höheren Lehranstalten diesen Mangel in ihrer eigenen Praxis gewiss schon empfunden haben. Denn so klar und durchsichtig die meisten Uhlandschen Balladen dem Gedanken nach sind, so erhebliche Schwierigkeiten bietet zuweilen ihre sachliche Erklärung, weil sie entweder in mehr provinziellen oder aber in Sagenkreisen wurzeln, welche der Mehrzahl der Lehrer nicht geläufig sind, und weil Uhland bei seiner Vertrautheit mit diesen Stoffen gleiche Bekanntschaft bei seinen Lesern voraussetzt und, indem er sich auf Andeutungen beschränkt, unverstanden bleibt. Würde demnach ein Quellenbuch der Uhlandschen Balladen einem wirklichen Bedürfnis entgegen kommen, so könnte es auch noch nach einer andern Seite hin ein unverächtliches Mittel zur Belebung und Vertiefung des Unterrichts werden, indem es nämlich den Lehrer in den Stand setzte, die Schüler eine Vergleichung des Gedichtes mit der Quelle anstellen zu lassen; natürlich nicht früher, als das Gedicht selbst sprachlich und sachlich vollkommen zum Verständnis gebracht worden ist. Auf Aeufserliches werden selbst die weniger Begabten schnell und zu eigener Freude kommen, auf tiefer liegende Verschiedenheiten wird der Lehrer hinzuleiten und

schliefslich je nach Beschaffenheit der Classe und des Gedichtes mehr oder weniger auf die Gründe dieser Verschiedenheiten einzugehen haben. Dass ein solcher Einblick in die Werkstatt des Meisters und in die Art und Weise, wie er des spröden Stoffes Herr wird, aufser dem Interesse an diesem geistigen Arbeitsprocess auch das Verständnis des Werkes mehrt, wird wohl kaum zu bestreiten sein; dass aber das geistige Auge eines Untertertianers von gutem Mittelschlage scharf genug ist, um im Verlauf einer Stunde bei richtiger Anleitung einen solchen Einblick in die Entstehungsgeschichte eines Gedichtes thun zu können, darf ich nach meiner eigenen, wenn auch kurzen Erfahrung versichern.

Wenn trotzdem der Gegenstand im ganzen noch gar nicht in Angriff genommen ist und von Vorarbeiten, so viel ich weifs, nur Alex. Kaufmann in seinen anspruchslosen, gediegenen Bemerkungen zu Simrocks deutschen Sagen, sieben dem Karolingischen und deutschen Sagenkreise angehörende, und Strobl: „Quellen zu drei Romanzen Uhlands Wien 1864“ drei provençalische Gedichte auf ihre Quellen hin behandelt hat, abgesehn von dem, was mir — in Monographieen und Zeitschriften enthalten — verborgen geblieben sein mag; wenn mit einem Worte dieses Feld noch ziemlich unbebaut erscheint, so hat dies einmal in der Unzugänglichkeit der meisten dafür erforderlichen Werke, dann aber auch in den der Sache eigenthümlichen Schwierigkeiten seinen Grund. Denn die Frage, welche von mehreren ähnlichen Quellen hat Uhland benutzt, ist oft eine unlösbare, da wir weder von seinem Biographen Notter noch von K. Mayer in seinem für die innere Geschichte des schwäbischen Dichterkreises so wichtigen Werke „Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen“ genügenden Aufschluss über Gang und Umfang seiner Studien erhalten, und da auch die Rückschlüsse aus seinen später, als die Mehrzahl der Gedichte, verfassten prosaischen Werken immerhin bedenklicher Natur sind.

Indem ich mir nun erlaube, die Aufmerksamkeit meiner Herrn Collegen auf einige allbekannte Gedichte Uhlands zu lenken, bin ich mir sehr wohl bewusst, einmal, dass ich die angedeuteten Schwierigkeiten zu überwinden nicht immer im Stande gewesen bin, dann, dass ich nicht in dem Sinne Neues bringe, dass nicht jeder mit einer guten Bibliothek und etwas Ausdauer ausgerüstete dasselbe oder Besseres hätte bringen können.

[1.] Klein Roland.

[17. 18. December 1808.] a)

Nach Uhlands brieflicher Angabe ist dies Gedicht, wie Kaufmann a. a. O. S. 522 sagt, den „Noches de Inuierno, Winternächten aus dem Spanischen in die Teutsche Sprach versetzet u. s. w. durch Matthaeum Drummern von Pabenbach, Nürnberg 1713“ entnommen. Der Verfasser der Noches ist Antonio de Esclava aus Sanguessa in Navarra (Gräsze, Sagenkreise des Mittelalters S. 290, 325); das Werk scheint zuerst 1609 in Pampelona und Barcelona gedruckt zu sein und ist eine Sammlung gröfserer Anekdoten, welche sich mehrere Freunde zur Erheiterung erzählen. Die Drummersche Uebersetzung von 1666, welche die hiesige Königl. Bibliothek bewahrt, enthält von S. 234 an: „Die wunderbare Geburth defs Roldan oder Rolands, und wird darbey unterschiedener seiner verübten Kinderbossen gedacht“. Der Inhalt dieses Capitels folgt theils im Auszuge, theils wörtlich, mit Aufgebung der Orthographie, und bemerke ich gleich hier, dass der Schauplatz der Erzählung Italien ist und dass sich in der That auch in dem italienischen Volksbuche von Karl dem Grofsen, welches unter dem Titel Reali di Francia (Fränkische Königssöhne) bereits vor 1348 existirte, lib. VI c. 52—70 (S. 456 ff. ed. Venezia 1821) eine in allen wesentlichen Punkten übereinstimmende Darstellung findet.

Bertha, die schöne Schwester Karls des Grofsen, wird von Milon de Anglante verführt und trotz ihrer flehentlichen Bitten von ihrem erzürnten Bruder zum Tode verurtheilt. Es gelingt ihr indess, mit ihrem Geliebten nach Italien zu entfliehen, wo sie in einer Felsschlucht bei Siena (nach Reali c. 53 ff. bei Sutri) einen Sohn gebiert, welcher bei der Geburt die abschüssige Schlucht „hinunterwaltzte“: und „von dem Spanischen Worte Rodear [1]), welches waltzen und herumkugeln heifst“ den Namen Rodando empfing, der nachher in Orlando „verkehret“ wurde. Der Vater ernährt Mutter und Kind durch seiner Hände Arbeit, versinkt aber, als Roland 4 Jahr alt ist,

a) [Vgl. die Anm. 1. auf S. 59.]

[1]) Reali d. F. 53: Disse Milone: La prima volta ch' io lo vidi, lo vidi che rotolava, ed in francese vuol dir rotolare (roolar). — Grimm Gr. II 462 leitet den Namen vom goth. hrôþs = laus ab.

in einem Bache und lässt Bertha in Noth und Betrübnis zurück, die allein durch den heranblühenden Knaben gelindert wird. Dieser geht täglich nach Siena, um Almosen einzusammeln und wird bald „bei denen Bürgers- und Kaufmannskindern seines Alters also geliebet, dass sie ihm alles, was er begehrte und sie nur bekommen konnten, zutrugen. Er kam mittler Zeit zu solchen Kräften, dass sie bei weitem sein Alter übertroffen, dahero er im Ringen und andern Bubenhändeln allezeit oblag, also dass alle Knaben in Siena ihm unterthan waren u. s. w.“ (S. 248). „Als einsmals die Senesischen Knaben sahen, dass Orlando gar übel bekleidet und fast nackend war, wurden sie unter einander eins, ihm zu kleiden. Zu solchem Ende kauften die von einer Pfaar oder Viertel ein Stücklein schwarzes, die von den andern drei Pfaaren oder Viertheilen andere Stücklein unterschiedlicher Farben Tuch und liessen ihm daraus einen langen Rock von diesen vier Farben machen“. (Reali c. 60.) Da kommt Karl der Grofse auf der Rückreise von Rom nach Siena; grofse Festlichkeiten finden statt, bei denen Roland, wie die übrigen Armen Speise und Trank erhält. „Als er einmal zur Anstheilung des gewöhnlichen Almosens zu spät kam, ging er in den Palast und endlich mit grofser Kühnheit in das Kaiserliche Gemach, worinnen der Kaiser eben Tafel hielt, zu welcher er allgemach hinfür schlich, bis er gar nahe darzu kommen war, alsdann griff er nach einer silbernen Schüssel und trug sie sammt der Speise ganz unerschrocken mit sich fort, als wann es niemand gesehn hätte: ob welches des Knaben frisches Gemüth der Kaiser ein solches Gefallen hatte, dass er alsbald den Umstehenden befahl, man solle ihn unverhindert darmit lassen fortgehn und ihm solches nicht abnehmen. Brachte sie derowegen mit grofsen Freuden seiner Mutter u. s. w.“ (S. 255). Diese aus Furcht verrathen zu werden nimmt ihm das Versprechen ab, den Palast nicht wieder zu betreten, was ihn jedoch nicht abhält, den folgenden Tag das Wagstück aufs neue zu unternehmen: „er zog sich wie den vorigen Tag fein hinfür zu der Tafel; der Kaiser that dergleichen, als ob ers nicht zu Acht nähme allein des Knaben Gemüth und Vorhaben desto mehr zu erfahren, und als Orlando eben nach einem grofsen verguldten Becher griffe, schrie der Kaiser ihn überlaut an, in Meinung, ihm damit ein Furcht und Abscheuen einzujagen. Aber Orlando achtete dieses alles nicht, sondern erwischte mit einer Hand den Kaiser bei dem grauen Bart,

mit der andern aber hielt er den Becher fest und sagte zum Kaiser: „Eines Königs Stimme ist nicht genugsam, mich zu erschrecken“, und trug damit den Pokal oder Becher mit sich fort“. Nun befiehlt der König vier Truchsessen, dem Knaben zu folgen; sie thun dies und erkennen Bertha, worauf drei von ihnen zurückkehren, um die Gnade des Kaisers für sie anzuflehen. Dieser gewährt die Bitte, ohne zu wissen, auf wen sie sich bezieht, lässt zwar, nachdem er erfahren, dass es sich um seine Schwester handle, diese durch Frauen und Jungfrauen einholen, wird aber bei ihrem Anblick so von Zorn übermannt, dass er sie mit einem Fusstritt zu Boden streckt. „Dem Knaben Orlando ging dieser seiner Mutter geschehener Gewalt sehr zu Herzen, fiel derowegen in grofser Verbitterung den Kaiser an und da er von den nächsten Hofherren nicht wäre abgehalten worden, hätte er sich an der Person des Kaisers vermuthlich so weit vergriffen, dass ihm das Leben gekostet hätte“. Auch Karl sieht seine Uebereilung ein, erinnert sich seines Versprechens und es erfolgt die Versöhnung, in welche später auch der durch Zauber ferngehaltene und wiedergefundene Milon eingeschlossen wird.

Sehen wir nun zu, was Uhland aus dieser seiner Quelle gemacht hat, so finden wir, dass in der Einleitung der Leser von den der Handlung des Gedichtes vorausgehenden Ereignissen so weit dies nöthig ist, durch das Klagelied der Bertha Kunde erhält: ein der erzählenden Poesie geläufiges Kunstmittel, durch welches einmal ein Wechsel des Schauplatzes vermieden, andrerseits die für ein kleineres Gedicht nöthige Kürze der Einleitung erzielt werden kann. Beide Vortheile sind erreicht, nicht verhehlen kann ich jedoch, dass mir die pointirte Gegenüberstellung der Begriffe Liebe und Ehre im Munde der trauernden Bertha nicht natürlich erscheint. Ihre Aufforderung an Roland, in die Stadt nach Almosen zu gehn, bildet einen passenden Uebergang zu der mit Strophe 6 beginnenden Handlung des Gedichtes, mit der zugleich ein Wechsel des Schauplatzes verbunden ist. Bis zur Strophe 14 hat der Dichter sich in allen wesentlichen Punkten an seine Quelle gehalten, aufser dass er die in dieser zweitägige Handlung in einen Tag zusammengefasst und den Angriff Rolands auf Karls Bart weggelassen hatte, vielleicht, weil dies der geheiligten Person des Kaisers gegenüber zu reckenhaft erschien. Der zweite Haupttheil Strophe 15—24 ist mit Ausschluss von 21 und 22 freie Erfindung Uhlands und die Ver-

knüpfung auch dieser beiden Strophen ist sein Verdienst. Indem er nämlich das Mitleid als Motiv für die Lieferung des Rocktuches seitens der Knaben aufgab und dafür die Herrschaft Rolands über dieselben einführte, erreichte er einen doppelten Vortheil. Einmal, dass nicht die zu grell hervortretende Armuth seines Helden dem Anseln desselben schadete, dann, dass die Heldengröfse des Mannes schon in der Herrschaft des Knaben über seine Genossen dem Leser vor Augen geführt wurde; ein bedeutsamer Zug der Sage, welcher bei anderer Anordnung des Stoffes vielleicht hätte aufgegeben werden müssen. Woher aber kommt die wunderliche Erzählung von des Knaben Kleid „vierfarb zusammengestückt", von der „sondern Livrei, wie Regenbogen anzuschaun, mit Farben mancherlei?" Unsere Quelle will es offenbar dem Zufall zugeschrieben wissen, welcher die mildthätigen Knaben beim Einkauf der Tuchstücke leitete, die Reali Cap. 60, S. 468 erblicken in den Farben Weiss und Roth Symbole der reinen Jungfräulichkeit und der Christenliebe. Aber selbst die Richtigkeit dieser Erklärung zugegeben, bleibt die Frage, wie kommt diese wunderliche Geschichte dazu, ein, wie es scheint integrirender Theil der ganzen Sage zu sein? Die Antwort findet man, wie mir mein geehrter College Wilmanns mittheilt, bei Jac. Grimm, welcher in den Gött. gel. Anz. 1836, St. 34, 35, S. 337 (Kl. Schr. V, 239, im Druck befindlich) bei der Besprechung eines ähnlichen slavischen Ausdrucks, über die Sitte sich folgendermassen äufsert: „Wie leibliche Geschwister einfärbiges Gewand trugen, um schon äufserlich ihre Gleichheit des Blutes darzustellen, so gehörte für Stiefverhältnis, Kebsche und Verwaisung gemischte, bunte Kleidung... Die gesta Romanorum c. 26 erzählen von einem König, der seinem unechten Sohn vorschrieb, quod pannos suos diversi generis et coloris faceret, medietatem de vili panno et alteram de pretiosa. Bertha, Karls des Grofsen Schwester, gegen seinen Willen insgeheim und ungültig mit Milo verheirathet, zeugt mit diesem den berühmten Roland, der als Kind ein buntfärbiges Kleid trägt, „veste fatta a quartieri" Reali d. F. 6,55 (63) u. s. w."

Auch die Veränderungen, welche Uhland im letzten Theile des Gedichtes mit dem ihm vorliegenden Stoff vorgenommen hat, zeigen den echten Dichter. Wir begleiten nicht, wie in der Erzählung die Boten, sondern der Dichter verweilt bei dem Kaiser, der nicht ahnt, welch einen Gast er sich ins Haus ruft. Um die hierdurch vor-

bereitete dramatische Wirkung des Wiedersehns nicht wieder aufzuheben, musste natürlich auch die vorläufige Rückkehr der drei Boten wegbleiben und ebenso wenig durfte sich der Kaiser der Hilfe flehenden Schwester gegenüber einer Rohheit schuldig machen, wie ihn die Erzählung begehen lässt. Wie viel zarter und tiefer ist endlich die Versöhnung selbst motivirt! In der Geschichte ist es der Anblick des wüthenden Knaben, der seine Mutter rächen will und die Erinnerung an sein soeben gegebenes Versprechen, was den Kaiser zur Besinnung bringt, bei Uhland die hellen Kinderaugen und der freudige Grufs desjenigen, dessen trotzige Kühnheit und kecke Zunge schon vorher ihn wunderbar angeheimelt haben. Und wie Klein Roland auch in diesem Theile des Gedichtes der geistige Mittelpunkt der Handlung ist, so schliefst das Ganze trefflich mit dem Hinweis darauf, dass er als Mann geleistet, was er als Knabe versprochen hat.

[2.] König Karls Meerfahrt.

[31. Januar 1812.]

Die Sage von dem Zuge Karls des Grofsen nach dem heiligen Lande verdankt ihre Entstehung dem Bedürfnisse des auf ihn folgenden Zeitalters, alles, was Grofses und Erhabenes in der Welt geleistet wurde, als im Dienste Gottes und der Kirche geschehen, sich vorzustellen. So wird denn auch der grofse Kaiser, welcher in den älteren Gedichten seines Sagenkreises nur als tüchtiger Recke, ja sogar an Kampftüchtigkeit und Klugheit nicht unbedingt als der vorzüglichste erscheint, mehr und mehr zum idealen Gottesstreiter, welcher in Westen und Osten die Ungläubigen zur Anerkennung seiner heiligen Macht nöthigt. Denn in der That ist der historisch unwichtige, ja, wie es scheint sogar verunglückte Spanische Zug nur deshalb so berühmt, Ronceval nur deshalb so viel besungen worden, weil eine spätere Zeit die ganze Unternehmung unter dem Gesichtspunkt eines Religionskrieges auffasste (vgl. Sigurd Abel Jahrb. des fränk. Reichs S. 246), und tief religiöser Sinn war es, der die Völker antrieb, durch die Erdichtung eines Zuges nach dem heiligen Grabe der Siegeskrone Karls den köstlichsten Edelstein einzufügen. Aeufserlich aber knüpfte der um

historische Genauigkeit unbekümmerte sagenbildende Trieb an eine Stelle Eginhards c. 18 an, in welcher es heifst; „Aaron rex (von Persien = Harun) non solum, quae petebantur fieri permisit, sed etiam sacrum illum et salutarem locum, ut illius potestati adscriberetur, concessit" (vgl. Gräsze Sagenkreise S. 292) und mit welchem Erfolge dann die Sage ihr Werk betrieb, beweist der Umstand, dass etwa in der Mitte des Zeitraums zwischen Karls Tode und dem ersten Kreuzzuge, d. h. in der letzten Hälfte des 10. Jahrhunderts, ein unwissender Mönch in der Einsamkeit seines Klosters am Berge Soracte bereits erzählen konnte (Benedicti Sancti Andreae monachi chronicon, bei Pertz Mon. tom. V, S. 708 c. 23), wie Karl nach gewaltigen Rüstungen mit einer Million Fufssoldaten und darüber auf Brücken von Traversus über das Meer gezogen sei, die heilige Stätte mit Gold und Edelsteinen und einem goldenen Banner von gewaltiger Gröfse beschenkt und von Aaron, dem Könige der Perser, die Herrschaft über Krippe und Grab des Herrn erhalten habe; wie er bei der Rückkehr mit Naciforus, Michahel und Leo, welche fürchteten, er wolle sie vertreiben, Friede und Freundschaft geschlossen habe u. s. f. Diesem ältesten uns bekannten Berichte über den fabelhaften Zug folgen dann eine nicht unbedeutende Zahl anderer, welche Gräsze a. o. O. gesammelt hat, die wir hier aber füglich übergehen können.

Denn, was sich beim Lesen des Uhlandschen Gedichtes gewissermafsen von selbst aufdrängt, dass dasselbe auch nicht annähernd, nämlich in der vorliegenden Gestalt, aus einer alten Quelle geschöpft sei, das wird durch die Vergleichung mit diesen, so weit sie mir möglich war, lediglich bestätigt. Gleichwohl habe ich auch dieses Gedicht hier zu besprechen nicht für überflüssig gehalten, da es das einzige des engern Karolingischen Sagenkreises ist, über welches bezüglich seiner Quelle ein Zweifel obwalten konnte. „Roland Schildträger" ist nämlich, wie Kaufmann a. a. O. S. 523 bemerkt, nach Uhlands Mittheilung „Erfindung, angeregt durch die Beschäftigung mit der Karolingischen Heldensage". Wenn nun aber auch für unser Gedicht die Anlehnung an eine Quelle in dem Sinne, wie wir sie beim vorigen Gedichte wahrnahmen, geleugnet werden muss, so soll damit nicht in Abrede gestellt werden, dass dasselbe sich in einzelnen Punkten an nachweisbare Sagen anschliefst, im ganzen aber auf einer vollkommenen Bekanntschaft mit denselben beruht.

Was zunächst in dieser Beziehung die zwölf in dem Gedichte erwähnten Helden betrifft, so sind, wie die von W. Grimm zu Ruolandes Liet S. 314 und Gräsze a. a. O. S. 271 ff. gegebenen Zusammenstellungen ergeben, weder die Zahl noch die Namen der „pers“ feststehend. Jedoch kann es sein, dass Uhland, wenn er nicht nach Gutdünken die zwölf zusammenstellte, den französischen prosaischen Fierabras vor Augen hatte; wenigstens ist dies die einzige Quelle, welche alle zwölf bei Uhland vorkommenden Helden mit Ausschluss Turpins enthält. Es heifst nämlich daselbst (vgl. Grimm a. a. O.): Premierement estoit Roland, comte de Cenonia, fils de Milon et dame Berthe, soeur du roy Charlemaigne; Olivier fils de Regnier, conte de Gennes; Richard duc de Normandie; Guerin duc de Lorraine; Geoffroy seigneur de Bourdelois; Hoel conte de Nantes; Oger le Danois, de Asie; Lambert prince de Brucelles; Thierry Dardaine; Basin de Genevois; Guy de Bourgongne; Geoffroy, roy de Frise; et le traistre Ganelon, qui fit la trahison a Roncevaux; Sanson duc de Bourgongne; Riol du Mans; Allory et Guillaume de Lestoc; Naymes de Baviere, et plusieurs autres, qui estoient sujects de Charles.

Aus dem eben Bemerkten geht gleichfalls hervor, dass sich die Aussprüche der Paladine in den Quellen nicht finden; aber auch die Frage, ob sie aus dem durch die Sage festgestellten Charakter der Einzelnen heraus gesprochen sind, muss für einen guten Theil derselben verneint werden. Denn ganz abgesehn davon, dass die Aussprüche der fünf letzten überhaupt wenig Eigenthümliches haben, hatten sich von den wenigsten Helden feste Charakterbilder in der Sage entwickelt. Dass einem so genauen Kenner derselben, wie Uhland, diese Thatsache nicht entging, ist von selbst klar, ergiebt sich aber zum Ueberfluss aus einer Stelle seiner akademischen Vorlesung über Geschichte der altdeutschen Poesie (Schriften II, 85), an welcher er sagt: „Den Zusammenhang der zahlreichen und mannigfaltigen Gedichte dieses (Karolingischen) Kreises bilden innerlich: der alterthümliche Heldengeist, nicht mehr mythisch riesenhaft, zuweilen schon der Galanterie zugeneigt, aber voll heroischer Freudigkeit; der religiöse Nimbus, der die Helden umgiebt; die durchgehende Charakteristik der bedeutendern unter ihnen: Karls ruhige, zuweilen starre, mehr leitende, als selbstthätige Gröfse, des Herzog Naimes von Baiern bedächtiges Alter und weiser Rath, Ro-

lands Achilleisches Feuer und seine innige Waffenbrüderschaft mit dem heitern Olivier, Ganelons Falschheit und Tücke; endlich der Helden gemeinsamer Untergang und das vorahnende Hindeuten darauf in den meisten Gedichten, welche noch die früheren Abenteuer darstellen". Dass Uhland die von ihm selbst gegebene Charakteristik auch in unserem Gedicht verwerthet hat, lehrt der flüchtige Anblick, Stellen aber aus den alten, namentlich französischen Heldengedichten, welche die Richtigkeit der gegebenen Charakteristik schlagend beweisen, ohne zu lang zu sein, stehen mir bis jetzt so wenige zu Gebote, dass ich auf ihre Angabe verzichte und lieber zum Schluss ein Wort über die Alteklere bemerke. Dieses berühmte Schwert hat Oliver von dem Juden Joachim erhalten, nachdem sein eigenes in dem gewaltigen Zweikampf mit Roland vor Viane (Vienne sur Rhone) zerbrochen war, welche Stadt Karl mit seinen Helden belagerte. Nachdem Oliver auf diese Weise wehrlos geworden, schickt er den Fergen in die Stadt, um ein neues Schwert zu holen, und die Kämpfer ruhen unterdessen. Hier giebt der Dichter des „Gerhard von Viane", welchen J. Bekker nach Uhlandschen Handschriften vor seinem provençalischen Fierabras zum Theil herausgegeben hat, von v. 2671 eine Geschichte des guten Schwertes Hautecleire, welche in der Uebersetzung Uhlands in Fouqués Musen 4. Quartal S. 135 folgendermafsen lautet:

> Als nun der Jude das Geschrei vernommen,
> Sowie die Kunde jenes wackern Boten,
> Dass Olivier sein stählern Schwerdt gebrochen,[1])
>
> Hat er ein vielberühmtes hergeholet,
> Das über hundert Jahr er aufgehoben.
> Dem Klosamont gehört es, dem Ruhmvollen,
> Der Kaiser war in Rom, der vielbelobten;!
> Im Holz unterm Gebüsch hat er's verloren
> In jener grofsen Schlacht, der schreckenvollen,
> Wo ihn Maucon von Valfondee ermordet.
> Zur Erde fiel er mit gespaltnem Kopfe,
> Und aus der Scheid' ist ihm das Schwert geschossen,
> Das Gras war dicht, darinne bliebs verborgen.
> Nach langer Zeit sind Mähder drauf gestofsen,
> Und eine Sense hat es durchgeschroten.

[1]) Hier fehlt wohl zufällig die Uebersetzung der Zeile: a son ostel s'en vait san demoree.

Als sie 's gesehn, han sie es aufgenommen
Und dargebracht dem römischen Apostel.
Er sah, wie schön es war, das Heft vergoldet,
Und in der Schrift, die er dran wahrgenommen,
Fand er verzeichnet die wahrhaften Worte:
Dass ihm der Name Altekler erkoren,
Und dass es war in Rom geschmiedet worden.
Munificans[1]), der hat es wohl beklopfet,
Der war ein Meister von viel grofsem Lobe.
Mit Fleifse fegen liefs es der Apostel,
Hat in S. Peters Schatz es aufgehoben.
Pipin von Frankreich hat es dort genommen,
Am Tage, da er erstmals trug die Krone,
Dem Herzog Beuvon gab es der zum Solde,
Vom Herzog hat es Joachim bekommen,
Der ein beladen Maulthier drum geboten,
Und seit der Jude nun es aufgehoben,
Hat nie ein Mensch vom Schwerte was vernommen,
Bis zu der Stunde, da ers vorgeholet
Für den Olivier, welcher hoch zu loben,
Den Sohn Rainiers von Genua.

---

[1]) In dem französischen prosaischen Fierabras bei W. Grimm: Heldensage[2] S. 45 schmiedet Magnificans, wie er dort heifst, Rolands Schwert Durandal, Ogiers Namens Courtin und Sauuagine, dagegen Galand, der deutsche Wieland, Flamberge, Hauteclere und Karls Schwert Joyeuse.

II.

UHLANDS FRANZÖSISCHE BALLADEN

AUF IHRE QUELLEN ZURÜCKGEFÜHRT.

[Aus der Festschrift zu der dritten Säcularfeier des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1874. S. 249—290; Separatabdruck S. 1—42.]

Die folgende kleine Abhandlung gibt mehr, aber auch weniger, als ihr Titel verspricht. „Der blinde König" gehört nicht unter die Gedichte, welche auf französischen Quellen beruhn, aber er gehört überhaupt zu keiner gröfseren Gruppe und steht jeder einzelnen fremd gegenüber; daher mag man seine Anwesenheit hier verzeihen. Andererseits fehlen unter den französischen Balladen die von Karl dem Grofsen und der provençalische Liedercyklus „Sängerliebe", weil die ersteren von mir in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen Jahrg. 1870 S. 1 ff., die letzteren von Strobl in dem Aufsatze „Quellen zu drei Romanzen Uhlands" Wien 1864, bereits behandelt worden sind.

1. Der blinde König.

23. 24. August 1804, umgearbeitet 5. December 1814.

Am 3. October 1801 wurde Uhland, wie er selbst erzählt[1]), noch nicht fünfzehn Jahr alt, als Jurist auf der Hochschule seiner Vaterstadt inscribiert, nicht weil er ein Wunderkind war, sondern

[1]) S. L. Uhland. Eine Gabe für Freunde. S. 16. [Vgl. unten S. 59.]

weil der beschränkte Umfang der Tübinger lateinischen Schule einen so frühen Abgang zur Universität nötig machte, und die Staatsgesetze denselben nicht hinderten. Anfangs setzte er die auf der Schule begonnenen klassischen Studien fort, las wiederholt die Odyssee und die griechischen Tragiker, besonders den Sophokles, und machte lateinische und deutsche Verse. Mehr aber zog es ihn zur älteren deutschen Literatur hin: „Um diese Zeit, sagt er selbst[1]), fand ich bei einem Verwandten, dem Professor Weifse, in einem Journal, das Heidelberger Museum betitelt, Lieder aus dem Heldenbuche, namentlich das Lied vom alten Hildebrand, das tiefen Eindruck auf mich machte.“ „Wie glücklich war ich, wenn ich den Saxo Grammaticus in der Uebersetzung von Müller oder die Heldensage (aus der Bibliothek des Professor Rösler) mit nach Hause nehmen konnte; aus diesem Werke entkeimte meine Vorliebe für nordische Mythen. Der Heldensage habe ich meinen blinden König entnommen.“

Trotz dieser verworrenen Angaben kann es keinem Zweifel unterliegen, dass der Stoff zu diesem Gedichte einer Erzählung des Saxo Grammaticus (IV, S. 93—96) entnommen ist, deren Inhalt Uhland in seiner Vorlesung über Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker[2]) folgendermafsen erzählt.

„Der Dänenkönig Wermund war alt geworden und hatte das Augenlicht verloren. Ihm war erst in vorgerücktem Alter ein Sohn geboren worden, der zwar alle Jünglinge von gleichen Jahren an Körpergröfse überragte, aber von stumpfem Geiste zu sein schien. Er verhielt sich stumm, lachte niemals und nahm an keinem Spiele Theil. So hatte Wermund an ihm keine Stütze und auch seines Volkes Ansehn war sehr gesunken. Denn es hatte sich ereignet, dass zwei dänische Jünglinge, die Söhne des Jarls von Schleswig, mit dem schwedischen Könige, der ihren Vater getödtet hatte, Zwei gegen Einen kämpften, zwar nur so, dass der eine Bruder, als dem andern der Todesstreich drohte, sich nicht mehr halten konnte und herzueilend den König erschlug. Quo facto plus opprobrii, quam laudis contraxit, quod in iuvando fratre statutas duelli leges solvisset, eidemque utilius quam honestius opem tulisse videretur.

[1]) a. a. O. S. 19.

[2]) S. Schriften Band VII, S. 213 ff. Die Vorlesung ist gehalten im Wintersemester 1831/32 und im Sommersemester 1832.

Dieser Stand der Dinge veranlasste den König von Sachsen, Gesandte an Wermund abzuordnen, die ihn auffordern sollten, das Reich, das er wegen Alters und Blindheit nicht mehr verwalten könne, ihrem Herrn abzutreten. Hab' er aber einen Sohn, der mit dem des Sachsenkönigs zu kämpfen wage, so soll das Reich dem Sieger zufallen. Wermund seufzte tief auf und sagte, mit Unrecht werd' ihm sein Alter vorgeworfen, denn nicht dadurch sei er zu seinem Unglück so alt geworden, dass er in seiner Jugend den Kampf gefürchtet. Selbst jetzt noch sei er bereit, den angetragenen Zweikampf mit eigener Hand auszufechten. Die Gesandten erklärten, dass ihr König sich nicht der Schmach aussetzen werde, mit einem Blinden zu kämpfen. Besser werde die Sache durch die Söhne ausgemacht. Da sprach auf einmal, zum Erstaunen der Dänen, Wermunds stummer Sohn Uffo und verlangte von seinem Vater die Erlaubnis, den Gesandten zu antworten. Wermund fragte, wer diese Erlaubnis von ihm begehre, und als man ihm erwiderte, sein Sohn Uffo, beklagte er, dass nicht blofs die Fremden, sondern auch seine eigenen Diener seines Unglücks spotten. Als aber Jene auf ihrem Worte beharrten, sprach er, es steh' ihm frei, wer es auch sei, seine Meinung vorzubringen. Da sprach Uffo zu den Gesandten, es fehle weder dem König an einem Sohne, noch dem Reich an Beschützern; er sei entschlossen, nicht blofs den Sohn ihres Königs, sondern auch einen weitern Kämpfer, den er sich aus den Tapfersten des Sachsenvolkes wählen möge, zu bestehen. Die Gesandten lachten der eiteln Ruhmrede. Ort und Zeit des Kampfes wurden jedoch sogleich verabredet.

Nach dem Abgang des Gesandten lobte Wermund den Kühnen, der die Antwort gegeben, und versicherte, dass er lieber diesem, wer er auch sei, als dem übermüthigen Feinde, sein Reich abtreten werde. Als aber Alle betheuerten, dass es sein Sohn sei, hiefs er ihn näher treten, um mit den Händen zu prüfen, was ihm die Augen versagten. Als er dann an der Gröfse der Gliedmaafsen und den Zügen des Gesichts seinen Sohn erkannte, fragt' er diesen, warum er so lange stumm geblieben. Uffo antwortete, bisher sei er mit denen, die seinen Vater beschützt, zufrieden gewesen; jetzt erst, wo sie von den Drohungen der Fremden bedrängt geschienen, hab' er zu sprechen für nöthig gehalten. Auf die weitere Frage, warum er lieber Zwei, als Einen, zum Kampfe gefordert, gab er den Grund

an, damit die Besiegung des Schwedenkönigs durch Zwei, welche den Dänen zur Schmach gereichte, durch die That eines Einzigen aufgewogen und so der Volksruhm hergestellt würde. Wermund hiefs nun seinen Sohn vorerst den Gebrauch der Waffen erlernen, deren er noch ungewohnt sei. Man brachte Waffen herbei, aber Uffos breite Brust zersprengte die Ringpanzer und man konnte keinen finden, der ihm weit genug war. Zuletzt als er auch den seines Vaters zerriss, liefs Wermund denselben auf der linken Seite, die der Schild deckte, aufschneiden und mit einer Spange heften. Auch mehrere Schwerter wurden gebracht, aber so wie Uffo sie schwang, brachen sie in Stücke. Der König hatte ein Schwert von ungewöhnlicher Schärfe, das Skrep genannt war (skreipr, lubricus, glatt, Lex. isl. II, 279a); nichts galt für so hart, dass es nicht vom ersten Streiche desselben gespalten würde. Weil er der Kraft seines Sohnes nicht vertraute und es keinem Andern gönnte, hatte Wermund dieses Schwert längst in die Erde vergraben. Er liefs sich auf das Feld zu der von ihm bezeichneten Stelle führen, zog das Schwert heraus und reichte es seinem Sohne. Dieser fand es von Alter gebrechlich und zerfressen; er fragte deshalb, ob er es auch, wie die vorigen, prüfen dürfe. Wermund erwiderte, wenn dieses Schwert auch von ihm durch Schwingen zertrümmert würde, so wäre keines mehr übrig, das der Kraft seines Armes entspräche. Bei so zweifelhaftem Erfolg soll er lieber von der Probe abstehn."[1])

Igitur ex pacto pugnae locus expetitur. Hunc fluvius Eidorus ita aquarum ambitu vallat, ut, earum interstitio repugnante, navigii duntaxat aditus pateat.[2]) Quem Uffone sine comite petente Saxoniae regis filium insignis viribus athleta[3]) consequitur, crebris utrinque turbis alternos riparum anfractus spectandi aviditate complentibus. Cunctis igitur huic spectaculo oculos inserentibus, Vermundus in extrema pontis parte se collocat, si filium vinci contigisset, flumine

[1]) Das Folgende, was sich auf Uhlands Gedicht direct bezieht, gebe ich mit Saxos eigenen Worten lib. IV, p. 172 ed. Müller.

[2]) Der Zweikampf auf einer Insel war nordische Sitte und wird Holmgang genannt; aber auch Roland und Olivier in dem altfranzösischen Heldengedichte von Viane kämpfen auf einer Rhoneinsel, vgl. Uhland Schr. Bd. IV, S. 378 ff., und ganz neuerdings hat die uralte Sitte in seinem Ingo poetisch verwerthet G. Freytag, welcher überhaupt für die Verbreitung wirklicher Kenntnis unsres Altertums so viel gethan hat. [Vgl. unten S. 40/41. Anm.]

[3]) Daher bei Uhland der Ausdruck „Fechter".

periturus. Maluit enim sanguinis sui ruinam comitari, quam patriae interitum plenis doloris sensibus intueri. Verum Uffo, geminis iuvenem congressibus lacessitus, gladii diffidentia amborum ictus umbone vitabat, patientius experiri constituens, quem e duobus attentius cavere debuisset, ut hunc saltem uno ferri impulsu contingeret. Quem Vermundus imbecillitatis vitio tantam recipiendorum ictuum patientiam praestare existimans, paulatim in occiduam pontis oram mortis cupiditate se protrahit, si de filio actum foret, fatum praecipitio petiturus. Tanta sanguinis caritate flagrantem senem fortuna protexit. Uffo siquidem filium regis ad secum avidius decernendum hortatus claritatem generis ab ipso conspicuo fortitudinis opere aequari iubet, ne rege ortum plebeius comes virtute praestare videatur. Athletam deinde, explorandae eius fortitudinis gratia, ne domini sui terga timidius subsequeretur, admonitum fiduciam a regis filio in se repositam egregiis dimicationis operibus pensare praecepit, cuius delectu unicus pugnae comes adscitus fuerit. Obtemperantem illum propiusque congredi rubore compulsum primo ferri ictu medium dissecat. Quo sono recreatus Vermundus, filii ferrum audire se dixit rogatque, cui potissimum parti ictum inflixerit. Referentibus deinde ministris, eum non unam corporis partem, sed totam hominis transegisse compagem, abstractum praecipitio corpus ponti restituit, eodem studio lucem expetens, quo fatum optaverat. Tum Uffo reliquum hostem prioris exemplo consumere cupiens, regis filium ad ultionem interfecti pro se satellitis manibus parentationis loco erogandam impensioribus verbis sollicitat. Quem propius accedere sua adhortatione coactum, infligendi ictus loco curiosius denotato, gladioque, quod tenuem eius laminam suis imparem viribus formidaret, in aciem alteram verso, penetrabili corporis sectione transverberat. Quo audito Vermundus Skrep gladii sonum secundo suis auribus incessisse perhibuit. Affirmantibus deinde arbitris, utrumque hostem ab eius filio consumptum, nimietate gaudii vultum fletu solvit. Ita genas, quas dolor madidare non poterat, laetitia rigavit. Saxonibus igitur pudore moestis pugilumque funus summa cum ruboris acerbitate ducentibus, Uffonem Dani iucundis excepere tripudiis.

„Wie es auch, fährt Uhland a. a. O. S. 216 fort, mit dem historischen Gehalt der Ueberlieferung beschaffen sein möge, in poetischer Hinsicht hat sich dieselbe zu einem der anziehendsten Bilder unter denen, die von Saxo aufbewahrt sind, abgerundet.

Ohne mythische Beimischung ist das Ganze innerlich, vom Gemüthe belebt und in einzelnen ausdrucksvollen Situationen anschaulich gemacht. Es kommt in vielen Sagen vor, dass der Held in seiner Jugend dumpf und träg erscheint, bis auf einmal der rechte Augenblick der That den stillgenährten Heldengeist zur Flamme weckt. Aber die Zusammenstellung des stummen Sohns mit dem blinden Vater ist unsrer Sage eigenthümlich; Jenem geht die Sprache auf, nachdem diesem das Augenlicht verdunkelt ist. Schön und sicher ist die Haltung des blinden Greises durchgeführt; den Verlauf des Kampfes, dem er nicht mit den Augen folgen kann, erkennt er an dem altvertrauten Klange seines Schwertes Skrep. Auch das, dass ein Heldenschwert seinen eigenen Klang hat, wie der Mensch seine Stimme, findet sich sonst in den Sagen[1]); aber hier, auf den alterblinden König angewandt, wird dieser Zug eindringlicher und bedeutsamer."

Ich theile nun zunächst das Gedicht Uhlands in der Fassung mit, welche es im Jahre 1804 hatte, und setze die wichtigern Abweichungen, welche ursprünglich dastanden, aber vom Dichter verworfen wurden, unter den Text. Die Mittheilung dieses bis jetzt ungedruckten, für die Freunde Uhlandscher Dichtung nicht uninteressanten Stückes ist mir durch Herrn Professor Holland in Tübingen ermöglicht worden, welcher mir dasselbe freundlichst übersandt hat. Es lautet:

Was steht der edeln Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er jammert von der Klippenhöh',

---

[1]) Vgl. Uhland Schriften Bd. I, S. 295: „In den nordischen Sprachen heifst es, die Schwerter singen; Rolf Krakes Schwert Sköfnung singt hoch auf, wenn es auf Knochen trifft. Im deutschen Liede begegnen Vater und Sohn, Biterolf und Dietleib, einander unbekannt, sich im Getümmel der Schlacht; dieser führt gewaltige Schläge auf jenen, da erkennt Biterolf den Klang des Schwertes Welsung, das er vor manchen Jahren daheim gelassen, und schmerzliche Sehnsucht ergreift ihn (3694. 3656. 10935. 12260). Auch Walthers Schwert ertönt im Kampfsturm wie eine Glocke." Hieran erinnert auch Nibl. 2242:

Er slnog ûf Hildebrande, daz man wol vernam
Palmunge diezen.

Auf seinen Stab gelehnt,
Dass drüben in der dumpfen See
Das Eiland widertönt[1]):

„Gib, Räuber, aus dem Felsverliefs
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenklang, ihr Lied so süfs
War meines Alters Glück.
Hier steh' ich klagend am Gestade,
Der Jammer beugt mein Haupt,
Ha, Schande dir, aus stillem Bade
Hast du sie mir geraubt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, grofs und wild.
Er schwingt sein Hühnenschwert empor,
Und schlägt an seinen Schild:
„Zwar bin ich nicht von Königsblut,
Doch hab' ich Kraft und hohen Muth.
Wohlauf, ihr Wächter an dem Throne!
Die holde Braut dem Sieger lohne!"[2])

Und den blinden König fasset Graun
Ob solcher stolzen Rede;
Und seine edeln Fechter schaun
Hinüber still und blöde.
Da fasst des grauen Vaters Hand
Sein rascher Sohn so warm:
„Wohl wag' ich diesen kühnen Stand,
Auch mir ist Kraft im Arm'!"

„So willt du ihm entgegen gehn[3])
Im Jugendungestüm?

---

[1]) Ursprüngliche Fassung:
Ein blinder König zog zum Meer,
In graugelocktem Haar,
Es schritt um ihn mit Schwert und Speer
Der edeln Fechter Schaar.
Und als er kam zur Ufershöh',
Da rief er jammervoll,
Dass gegenüber in der See
Das Eiland widerscholl:

[2]) Deinen Besten sende mir zum Streite,
Lass sehen, wer die Braut erbeute!"

[3]) So willst du zu dem Kampfe gehn

Schon mancher traut' ihn zu bestehn,
Ach! Alle sanken ihm.
Doch nimm dies Schwert, die starke Wehr,
Das die Skalden all besingen!
Und sinkst auch du, so soll das Meer
Hier unten mich verschlingen."

Und, horch! es schäumt und rauschet
Ein Kahn wohl über's Meer.
Und der König steht und lauschet
Und sie schweigen all umher.
Doch bald ertönt vom Felsenhang
Der Schilde Stofs, der Schwerter Klang,
Der Fechter Dräun hernieder,
Und die Buchten hallen wieder.

Da ruft der blinde Greis so bang:
„Wohl hört' ich einen starken Klang
Meines Schwerts herüberwehen;
Sagt an mir, was geschehen!"[1])
„Der Räuber ha! er taumelt schon,
Er stürzet in sein Blut[2]).
Heil, König, deinem starken Sohn!
Heil Dir, so mild und gut!"

Und wieder wird es still umher,
Und der König steht zu lauschen:
„Was hör' ich kommen über's Meer
Mit Ruderschlag und Rauschen?"
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnehellen Haaren
Deine Tochter zart und mild!"

„Willkommen!" ruft vom hohen Stein
Der Vater da hinab,
„Nun wird mein Alter heiter / wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab:

[1]) Ursprüngliche Fassung:
Da spricht der König rasch und bang:
„O sagt, es ist ein starker Klang
Meines Schwerts herübergeweht,
O sagt mir, was ihr sehet!"

[2]) Er stürzt, er zuckt im Blut.

Du legst, o Sohn, zu mir hinein
Das Schwert, die starke Wehr;
Du, Holde, singst im Sternenschein
Die Klage, sanft und hehr!"

Die Umarbeitung, welche der Dichter 1814 vorgenommen hat, erstreckte sich, wie eine Vergleichung lehrt, hauptsächlich auf Metrum und Reim, welche in der älteren Fassung sehr unregelmäfsig sind; die Darstellung dagegen ist bereits in dieser so klar und fest, dass sie nur in unwesentlichen Punkten geändert zu werden brauchte.

Wahrscheinlich hatte Uhland, als er sein Gedicht schrieb, eine strengere Anschauung über Einheit der Handlung eines erzählenden Gedichtes, als später; wenigstens kann man im Hinblick auf Taillefer, die Balladen vom Rauschebart und andere Gedichte die Vermutung aufstellen, dass er, hätte er das Gedicht später geschrieben, auch den ersten Theil der Erzählung mit hineingezogen haben würde, dessen charakteristische Züge in den obigen Bemerkungen auseinander gesetzt sind. Die Gestalt der Gunhild[1]), wie die Tochter in der letzten Bearbeitung genannt ist, ist vom Dichter frei und mit glücklichem Takte hinzugefügt, denn einmal wird dadurch die Veranlassung zum Kampfe tiefer motiviert, anderseits der Neigung des Dichters, durch Gegensätze zu wirken, Genüge gethan. Denn nunmehr stehen sich zwei Paare gegenüber: der alte kraftlose König und sein Heldensohn, der rohe Räuber und die zarte Jungfrau.

Während seines Pariser Aufenthalts (25. Mai 1810 bis 26. Januar 1811) schreiht Uhland unter dem 29. October 1810 an Fouqué: „Ich hatte mich einmal recht einsam gefühlt, als ich auf die Gallerie ging und hier unerwartet Varnhagen fand und durch ihn Chamisso, von dessen Hiersein ich nichts gewusst hatte. Gegenwärtig ist meine liebste Zeit, in der ich mich mit altfranzösischen Dichtungen beschäftige. Ich habe besonders eine Reihe normännischer Kunden von eigenthümlicher Trefflichkeit aufgefunden, von denen ich bereits einige übersetzt. Eine, die ich als Volksroman getroffen, hab' ich in Balladenform

[1]) Gunhild = Gundihild, von gund und hildi, welche beide Worte „Krieg" bedeuten. Ob freilich der Dichter diesen bedeutsamen Namen im Bewusstsein seiner Bedeutung gewählt habe, wage ich nicht zu behaupten.

zu bearbeiten begonnen. Ich wünschte überhaupt eine Sammlung von Uebersetzungen und Bearbeitungen altfranzösischer Dichtungen zusammenzubringen. Diejenigen Dichtungen nehmlich, die mir in der Form, in welcher ich sie vorfinde, schon vollendet erscheinen, übersetze ich getreu, andere, die durch unangemessene Einkleidung, besonders durch Weitschweifigkeit entstellt sind, such' ich zu bearbeiten; denn hier scheint mir die Treue eben darin zu bestehn, dass die lebendige Sage von der schlechten Einkleidung befreit und ihr ein Gewand gegeben wird, in dem sie unentstellt erscheint und frei sich bewegt ..... Ich weifs nicht, ob Andere die Begeisterung theilen würden, zu der mich diese Gedichte hingerissen, und wenn ich so die schlichten Worte stundenlang abschreibe, werde ich zuweilen selbst irre; allein wenn mir dann dem Buche fern die lebendige Dichtung unter die Bäume und in den Mondschein nachwandelt wie ein Geist, der seinen Grabstein verlässt, dann kann ich nicht glauben, dass es nur selbstsüchtiges Wohlgefallen an eigenem Treiben ist, was mich so mächtig überströmt, so mein eigenes Dichten verschlungen hat[1]."

Vergleicht man das Datum dieses Briefes mit der Entstehungszeit der Gedichte aus dieser Periode, so ergiebt sich mit Sicherheit, dass die übersetzten normännischen „Kunden" die Gedichte „Graf Richard Ohnefurcht" 1 und 2 und „Legende" sind. Den Uebersetzungen aber ist gleichfalls zuzurechnen

2. Die Königstochter.

26. September 1810.

Chamisso schreibt an Fouqué Paris 17. Juni 1810: „Ich theile Euch mit alles, was ich von neuen Anekdoten erforscht habe, sonst hört man nichts Neues, und Berlin und Paris haben dieselben, — on peut m'en croire. — Probe eines Volksliedes: — lass es aber vor der Hand nicht aus meiner Sammlung:

La fill' du roi d'Espagne
Veut apprendre un métier.
Ell' veut apprendre à coudre,
A coudre ou à laver.

[1]) S. Uhland. E. Gabe f. F. S. 69 f.

A la premièr' chemise
Que la belle a lavé,
L'anneau de la main blanche
Dans la mer est tombé.

La fille étoit jeunette,
Ell' se mit à pleurer.
Par delà il y passe
Un noble chevalier:

„Que me donn'rez, la belle,
Je vous l'aveinderai!" —
Un baiser de ma bouche
Volontiers donnerai. —

Le ch'valier se dépouille,
Dans la mer est plongé;
A la première plonge
Il n'y a rien trouvé.

A la seconde plonge
L'anneau a brindillé,
A la trosième plonge
Le ch'valier fut noyé.

La fille étoit jeunette,
Ell' se mit à pleurer.
Ell' s'en fut chez son père: —
„Je ne veux plus d'métier[1])."

3. Graf Richard Ohnefurcht.

„Richard, der beliebteste Volksheld der Normandie, ist der älteste Herzog dieses Namens, von 943 bis 996. Sein volksmäfsiger Beiname (Sans-peur) bedeutet seinen unerschrockenen Verkehr mit der Geisterwelt. Denn die Unerschrockenheit in kriegerischer Gefahr war für jeden Helden vorausgesetzt und nur diejenige den dunkeln Mächten gegenüber der besondern Auszeichnung werth."[2])

[1]) Chamisso Werke Bd. V, S. 284; abgedruckt bei O. Jahn, Uhland S. 133. Chamisso hat offenbar später das Gedicht an Uhland überlassen.

[2]) Vgl. Uhland Schriften Bd. VIII, S. 180 ff. Der betreffende Aufsatz ist nach dem 10. November 1850 verfasst, s. Vorrede S. VI.

„Auf einem seiner nächtlichen Ritte begegnet Richard ein Abenteuer, dessen Erzählung ich aus der altfranzösischen Reimchronik übersetzt habe.“[1])

Diese Reimchronik, welche der Dichter in Paris handschriftlich vorfand und benutzte, wurde dann später gedruckt unter dem Titel: Le Roman de Rou et des ducs de Normandie par Robert Wace, poète normand du XII. siècle, publié pour la première fois par Fréd. Pluquet. 2 Bände. Rouen 1827.[2]) Hier heifst es:

1.

19. October 1810.

5430. Richart ama clers è clergie,
Chevaliers è Chevalerie.
Par nuit errout[3]) comme par jor,
Unkes[4]) de rieu ne out poor;
Maint fantosme vit è trova,
Unkes de rien ne s'esfréa;
Pur nule rienz ke il véist,
Ne nuit ne jor poor nel prist.
Pur ceo k'il errout par nuit tant,
Aloent la gent de li disant
5440. K'autresi cler par nuit véeit,
Cum nul altre par jor faseit.
Custume aveit, quant il errout,
A chescun mustier[5]) k'il truvout,
Se il poeit[6]), dedenz entrout;
Se il ne poeit, de fors orout[7]).
Une nuit vint à un mustier,
Orer voleit è Dex prier:
Luing[8]) de sa gent alout pensant,
Ariere aloueut et avant,
5450. Sun cheval areigna[9]) de fors.
Dedenz truva en bière un cors,
Juste la biere avant passa,
Devant l'autel s'ageuuilla,

---

[1]) Vgl. Uhland Schriften Bd. VII, S. 662. Verfasst 1832.

[2]) Rou, lat. Rollo, Hrolf, der Stifter des normannischen Staates in Frankreich; in der Taufe nahm er den Namen Robert an. S. Uhland Schr. Bd. VII, S. 662. — Die folgenden Anmerkungen haben den Zweck, den des Altfranzösischen ganz Unkundigen die Uebersetzung zu erleichtern, machen aber auf selbständigen Werth keinen Anspruch.

[3]) marchait. [4]) onques. [5]) monasterium. [6]) pouvait. [7]) dehors priait. [8]) Loin. [9]) attacha.

Sur un leitrum sis ganz geta[1]),
Mez el partir les ublia[2]),
Beisa la terre, si ura[3]).
Unkes de rienz ne s'esfréa[4]);
N'i aveit gaires[5]) demoré
Ni gaires n'i aveit esté[5]),
5460. Kant al mustier oï ariere
Moveir li cors, cruistre[7]) la biere,
Turna sei pur li cors véir:
Gis tei, dist-il, ne te moveir,
Se tu es bone u male chose,
Gis tei en paiz, si te repose.
Dune a li Quens[8]) s'urison dite,
Ne sai se fu grant u petite,
Puiz dist, kant il seigna sun vis[9]):
Per hoc signum Sancte Crucis,
5470. Libera me de malignis,
Domine Deus salutis[10]).
Al returner d'iluec[11]) dist tant:
Dex, en tes mains m'alme comant.[12])
S'espée prist, si s'en turna,
E li deables sei drescha[13]),
Encuntre l'us[14]) fu en estant[15]),
Braz estendus estut devant,
Cume s'il vousist Richart prendre,
Et l'iessue de l'us desfendre[16]).
5480. E Richart a li brand[17]) sachié[18]),
Le bu[19]) li a parmi trenchié;
A travers la biere l'abati[20]),
Ne sai, s'il fist noise ne cri[21]).
Al cheval ert Richart venu,
Del cemetiere ert fors iessu,
Kant de ses ganz li remembra;
Nes vout leissier, si returna;
El chancel[22]) vint, ses ganz reprist.
5490. Maint hoem i a jà[23]) n'i venist.

---

[1]) lutrin ses gants jeta. [2]) Fehlt bei Uhland. [3]) oravit. Uhland frei: der ihm heilig. [4]) Fehlt bei Uhland. [5]) guères. [6]) Statt der beiden letzten Verse hat Uhl.: Noch hatt' er nicht gebetet lange. [7]) krachen. [8]) comte. [9]) fit le signe de la croix sur son visage. [10]) die drei lateinischen Verse fehlen bei Uhland. [11]) de là (illoc). [12]) je recommande mon âme. [13]) s'éleva. [14]) = huis, la porte. [15]) debout. [16]) Uhland frei: Und nicht mehr aus der Kirche lassen. [17]) Auch englisch = Schwert. [18]) tiré. [19]) buste, Oberkörper. [20]) Fehlt bei Uhland. [21]) Hiernach hat Uhland den Vers eingeschaltet: Doch musst's den Grafen lassen ziehn. [22]) le choeur (cancelli). [23]) jamais.

„Wace lässt noch ein andres Abenteuer folgen, von dem er sagt, man würde es kaum glauben, wenn es nicht so sehr bekannt wäre. Er habe es Mehrere erzählen hören, die es von ihren Voreltern gehört. — Diese Erzählung steht mit der vorigen in der Sammlung meiner Gedichte verdeutscht. Sie ist mehr witzig, als sagenhaft.“[1])

Das Original lautet im Roman de Rou:

2.

21. October 1810.

5504. En l'Abéie Saint-Oain
Out à cel tens un Segrestain;
Teous esteit pur léal[2]) muine,
E mut[3]) aveit boen testimuioe:
Mez de tant com home plus vaut,
De tant plus déable l'assaut;
5510. Tant le vait il plus agaitant,
E de plnsurs gnises tantant[4]).
Li Segrestaio ke jo vus di,
Par aguaitemeot[5]) de l'aoemi
Alout un jonr par li mostier,
Prenant garde son mestier;
Une dame vit, si l'ama;
A merveille la coveta[6]):
Mort est se il sun bon u'eo fait,
Ne remaindra pur rieo k'il ait.
5520. E tant li dist, taot li pramist,
Ke la dame terme li mist[7]),
Ke la uuist à l'ostel alast,
E par la planche trespassast
Ki desuz Roobec[8]) esteit,
Une ewe[9]) ki de soz[10]) cureit.
N'i poeit par aillors passer,
Ni altrement à lié[11]) parler[12]).
La nuit kant fud bien asséri[13]),
Ke muincs furent endormi,
5530. Li Segrestain fu eo friçon[14]),
Ne vout ne ne quist[15]) eumpaingnoo.

---

[1]) S. Uhlaod Schr. Bd. VII, S. 662.

[2]) loyal. [3]) beaucoup (multum). [4]) Diese beiden Zeilen fehlen bei Uhland. [5]) Das Stellen eioer Falle. [6]) convoita. [7]) Die Bestimmung festsetzte. [8]) Flüsscheo bei Rouen. [9]) eau. [10]) dessous. [11]) gai, fröhlich. [12]) Die fünf letzten Verse fehleo bei Uhlaod. [13]) quand le soir fut veou. [14]) frissoo, Fieber. [15]) oi oe chereba.

A la planche vint, sus munts;
Ne sai dire s'il abuissa,
U esgrilla, u mesbanés,
Mais il chaï si se néia[1]).
Un deable l'alme seisi
Si tost[2]) cum el del cors issi;
En enfer la volcit ravir,
Mez un Angle li volt tolir[3]):
5540. Chescun volt tirer l'alme à sei,
E chescun dist raisun pur kei.
Deables dist: Tu me faiz tort,
Ke me tout l'alme ke jeu port.
Dunc ne sai tu ke l'alme est meie
Dez k'ele est prise en male veie?
En male veie esteit entrée
E en male ovre l'ai truvée:
En veie de mal s'esteit mise
E en veie de mal l'ai prise.
5550. Iloc ù jo te truverai,
Iloc, dist Dex, te jugerai.
Li muine ai truvé en mal ovre,[a])
La veie ù il ert les descuvre;
N'i estuet aveir altre prueve[4]),
Dez ke l'um a méfet le trueve.
La veie ù il ert de péchié,
Kant il chaï l'ad jà jugié.
Li Angles Dex li respundi:.
Tais tei, dist-il, n'iert mie issi[5]);
5560. Li muine fu de bone vie,
Tant come il fud en l'Abéie;
Bien è léalement ad vesku,
N'avum de li nul mal véu.
Ceo[6]) testimuine l'Escripture,
E raisun est bien è dreiture[7])
Ke tut bien irt gueredoné
E chescun mal sera pené.
Cil[8]) deit aveir li gueredun
Des biens k'a fet ke nus savun.
5570. Ke sera li bien devenu
Ke il ad fait, s'il est perdu?[9])

---

[1]) s'il choppa, ou glissa, ou se trouva mal; mais il tomba et se noya. [2]) tôt; Uhland: So warm sie aus dem Leibe kam. [3]) arracher. [4]) preuve. [5]) il ne sera pas ainsi. [6]) cela. [7]) droit. [8]) celui-ci. [9]) Diese beiden Verse fehlen bei Uhland.

[a]) [Statt cure, vgl. corrections II, S. 525.]

Unkor n'aveit fait li péchié
Dunc tu l'as jà priz è jugié.
De l'Abéie esteit iessu
Et à la plauche esteit veuu;
Uncore se poust il retraire[1]),
S'il ne chaï, del péchié faire;
E de la malice k'il ne fist,
Si ne pot estre tant reprist.
5580. Pur solement sun fol pensé
E pur un poi de volenté
Le veuls jugier è vels dampuer.
Tu as graut tort, lait[2]) l'alme ester.
E pur l'estrif[3]) ke il remaiue
Ke l'un de l'altre ne s'en plaiogne,
Alnn ça[4]) el Cnnte Richart,
Si nus metum[5]) en son esgart[6]).
Il nus jugera léalment,
K'il ne fet nul faus jugement;
5590. A ço k'il dira uus tenum,
Saiuz cuntredit è sainz tençom[7]).
Li deables dist: Jo l'otrei,
Si seit l'alme eutre mei è tei.
Sempres[8]) sunt à Richart venu
En une chambre ù sou lit fo;
Dormi aveit, mez dunc veillout,
De plusurs choses purpeusout[9]).
La parole li unt euutée,
Si cum ele ert entrels alée:
5600. Del muine ki par tele folie
Esteit iessu de s' Abéie;
En la veie esteit de péchié,
Mais n'i aveit encor tuchié;
De la planche esteit treshuchié[10])
Et en l'ewe de suz néié[11]).
Jugement face[12]) è die veir[13])
Ki deit l'alme del muine aveir.
E Richart lur a dist briefmeut:
Alez, dist-il delivrement[14]),
5610. Metez al muine l'alme el cors,
E de l'ewe le metez fors;
Ne seit deçéu ne sorpris;
De sor la planche reseit[15]) mis,

[1]) retirer. [2]) laisse. [3]) querelle. [4]) ici. [5]) mettre. [6]) conseil, jugement. [7]) dispute. [8]) Aussitôt. [9]) réfléchissait. [10]) tomber. [11]) Die sechs letzten Verse fehlen bei Uhland. [12]) fasse. [13]) vrai. [14]) promptement. [15]) Von r — estre wieder sein, also reseit = soit encore.

Ilnec tut dreit dunc il chaï,
Quant il tresbucha è péri;
E se il vait plain pié avant,
U pié, u pas, u tant u quant,
Aut[1]) li déables, si la prenge
Sainz cuntredit è sainz chalenge[2]);
5620. E se li muine se retrait
E turne arrere, sa paiz ait.
Li jugement ke Richart fist
Ne cil ne cist[3]) ne cuntredist:
L'alme unt ariere el cors portée,
E li muine l'ad recovrée;
Dunc leva sus è reveski,
E fu mis là dunt il chaï.
Dèz ke li muine s'aparcheut
E sur la planche en piez s'estut[4]),
5630. Ariere mist plus tost sun pié
Ke hoem ki a serpent marchié.
Delivrement fu al retor
Cum hoem ki de mort a poor,
E cil k'il tindrent l'unt lessié.
Unkes ne prist de els cungié,
En l'Abeie tost se enfui,
Ses draz escut è se tapi[5]);
Uncore là morir creismeit[6])
Et en dote ert se il viveit.
5640. Quant Richart leva al jur cler,
A Saint-Oen ala urer:
Li covent fist tut asemler
E li muine fist demander;
Li muine vint sez draz muilliez
Nes[7]) avait uncor pas séchiez.
Li Quens l'ad à sei apelé
Venir le fist devant l'Abé:
Frere, dist-il, ke vus est vis?[8])
Cument fustes vus entrepris?
5650. Gardez vus miex altre feiz,
Quant à la planche passereiz;
Cuntez à l'Abé la vérité
U vus avez à nuit esté.
Ruvi[9]) li muine et out hunte
Pur sun Abé è pur li Cunte,

---

[1]) aille. [2]) dispute. [3]) ni celui-ci ni celui-là. [4]) se tint. [5]) Ses habits secoue et se cache. [6]) craignait. [7]) ne ipsum = pas même, même. [8]) semble. [9]) rougit.

E ucquedeut tut regébi[1]),
Cument ala, cument péri,
Cument deable l'eugina[2]),
Cument li Quens li délivra,
5660. Tute la vérité cunta,
E li Quens tut testimuaia.
Issi fu la chose séue[3])
E la vérité coguéue.
Lunges fu puis par Normeudie
Retraite ceste gaberie[4]):
Sire muine, suef[5]) alez,
Al passer planche vus gardez.

4. Legende.

22. October 1810.

Auch diese Erzählung übersetzte Uhland aus einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek in Paris. Der Anfang der Legende ist abgedruckt in den Anmerkungen zum S. Michaels Lied (Volkslieder N. 304) in den Schriften Bd. IV, S. 320; ich theile sie zum ersten Mal vollständig nach einer Abschrift mit, welche ich der Güte des Conservators und Subdirectors an der National-Bibliothek zu Paris, Herrn Michelant, verdanke.

Chi commence duue grosse feme.
Saius Mikiex a moult bele eglise,
Servie eu merveilleuse guise[6]),
Que la montaigne siet eu sou[7]).
Li lis est haus, Tombe a a uon[8]),
Close est de mer de toutes pars
Cele eglise, mais une pars
Est seche, par la u ou vait
A l'eure que li mers s'en vait.

---

[1]) Et cependant il confessa tout. [2]) trompa. [3]) sue. [4]) plaisanterie. [5]) doucement. [6]) mhd. wise. [7]) = som, sommet.

[8]) „Hic igitur locus, ut verbis antiqui auctoris utar, Tumba vocitatur ab incolis ideo quod iu morem tumuli quasi ab areuis emergens ad altum spatio ducentorum cubitorum porrigitur, oceano undique cinctus .... Illic mare suo recessu devotis populis desideratum bis praebet iter petentibus limina beati Michaelis archangeli.“ Mabillon, Annales Benedictini vol. II, p. 18 citiert von Max Müller, Essays Bd. III, S. 288 der Uebersetzung von Liebrecht, welche Stelle der von Holland zu Uhlands Schr. IV, S. 321 angeführten Litteratur hinzuzufügen ist.

Li flos i vient le jor ij. fois
10. Qui moult par[1]) est fors et destroia[2]);
Si a maint home tenu cort
A cel terme, que ele acourt.
Del liu ne vos mentirai mie[3])
Qu'il siet el cief[4]) de Normendie.
Maint pelerin aovent i vout,
A S. Mikiel dient[5]) del mont,
Illoec font lor pelerinage
Por acroistre lor yretage[6]).
Por une grant sollempnité
20. Se sunt le jor forment[7]) hasté
Li pelerin qui i alerent,
Qui por le messe se hasterent,
Si sont el point del flot venu.
Es vus[8]) la mer qui a couru,
Et cil se resont[9]) mis au cours,
Car ni voient autre secours.
Une femme i avoit enchainte
Cui la mers a bien pres atainte
Car les gens qui la mer fuioient
30. En la gravele[10]) l'abatoient.
La grans paours et la grans haste
La voie li destruist et gaste
Et les dolors que au cuer sent
Li font aler plus lentement
Sans consel fu et sans regart,
Car a cascun estoit trop tart
Qu'il dilluec fust escapes.
Encor en est[11]) li lius remes
A S. Mikiel en grant peril.
40. La feme enchainte est en essil
Car ne pooit pas retorner
Ne pooir na[12]) davant aler
Nele natent[13]) secors dautrui
Ken peril est cascuns por lui.
Humaine aide li fali
Nus pelerins ni entendi,
A diu recort et a sa mere
Larchangle prie et le haut pere,
Cor li ait a vois sescrie:
50. Aide moi sainte marie!

---

1) très. 2) eingeengt. 3) rien. 4) au bout. 5) disent. 6) héritage. 7) beaucoup. 8) Siehe da (für euch). 9) S. S. 27, Anm. 15. 10) Sand. 11) est en? 12) pooit pas? 13) n'attend (pas).

Tot cil qui escape estoient
El flot de mer celi veoient
Mais ne li pooient aidier
Fors[1]) seulement a diu proier[2])
Nus na fiance quele vive
Mais nequedent[3]) cil de la rive
Ont apele la glorieuse
Ken la mesaise[4]) perilleuse
Viegne secorre la dolente.
60. Qui en la mer moult se demente[5]).
Es vus atant isnele aiue[6])
La douce mere dame piue
Qui dune manee[7]) le couvri
Et del peril hors le gari,
Hors len mena sans nule doute
Que de la mer not[8]) onques goute
Soullie nis 1. des vestimens;
Si len mena voiant les gens.
La feme fu toute seure[9])
70. Desous si sainte couretnre
Et sans paor par la mer va:
Li termes vint si enfenta
Si ot . 1 . fil ens enmi[10]) londe.
Ne chai[11]) pas en la parfonde
Car la dame la bien gardee
Dusque[12]) la mers seu fu alee;
Enmi le flot maison li fist
Cele qui boine garde en prist
De sa manee[7]) que mist devant
80. Cele sen vint o[13]) son enfant
Et tote sauve et tote saine.
La rive estoit de grant gent plaine
Qui cuidoient qu' le fust morte
Mais son enfant tient et aporte
Toute joians et toute lie[14]).
La mervelle ont tantost noncie
A S. Mikiel lassus[15]) el mont,
Et clerc et lai grant joie en font
A mervelle le regarderent
90. Diu et sa mere en mercierent.

Chi fine dune grosse feme.

---

[1]) hors. [2]) prier. [3]) pourtant. [4]) Unbehaglichkeit. [5]) sich wie ein demens betragen. [6]) Siehe da sogleich schnelle Hilfe. [7]) mante? [8]) n'eut pas. [9]) sicher. [10]) au milieu de. [11]) fiel. [12]) jusque. [13]) avec. [14]) gai, joyeux. [15]) là haut.

Die Bedeutung der Legende fand Uhland darin, „dass die Todtgeglaubte mit doppeltem Leben aus den Wellen hervortritt“ (Brief an Kerner vom 27. März 1811), und dieser Gedanke muss ihn so angesprochen haben, dass er an eine Uebersetzung ging.

5. Die Jagd von Winchester.

10. November 1810.

Wenn man in dem oben S. 20 angeführten Briefe Uhlands an Fouqué die Worte liest: „Ich habe besonders eine Reihe normännischer Kunden von eigenthümlicher Trefflichkeit aufgefunden, von denen ich bereits einige übersetzt. Eine, die ich als Volksroman getroffen, hab' ich in Balladenform zu bearbeiten begonnen“, so muss man nothwendig annehmen, dass das zuletzt erwähnte Gedicht, welches nur die Jagd von Winchester sein kann, eine andre Quelle habe, als die vorher genannten normännischen. Aus diesem Grunde habe ich, obwol mir bekannt war, dass der Roman de Rou eine Schilderung der Jagd von Winchester enthält, unablässig aber ohne jeden Erfolg nach einem Volksroman geforscht, der den Stoff zu diesem Gedichte enthalten sollte. Diese Bemühung war aber ganz unnütz, denn, wie mir Herr Professor Holland mittheilt, giebt Uhland ausdrücklich in seinem Tagebuch Wace als Quelle der Jagd von Winchester an. Wir haben hier also wieder[1]) ein Beispiel, dass man, sei es durch die zweideutige Ausdrucksweise des Dichters, sei es durch die ungenaue Wiedergabe seiner Worte, irre geleitet wird, was um so mehr zu bedauern ist, als das Buch: „L. Uhland. Eine Gabe für Freunde“ so lange die Hauptquelle für das Leben des Dichters bleiben muss, bis Herr Prof. Holland sich entschliefsen wird, seine Schätze zu veröffentlichen.

Die betreffende Stelle des Roman de Rou lautet:

15160. A Wincestre li Reis ala,
Une grant piece séjorna,

[1]) S. oben S. 13, und ich könnte noch mehr solcher Ungenauigkeiten anführen.

Poiz dist k'il s'en voleit aler
En la nove forest[1]) berser[2]).
A un matin k'il fu levez,
Sez compaignons a demandez,
A toz a saetes[3]) donées
Ki li esteient présentées.
Gaultier Tirel, un chevalier
Ki en la cort esteit mult chier,
15170. Une saete del Rei prist,
Dunc il l'ocist si com l'en dist.
En la nove forest entrerent,
Cers è bisses berser kuiderent[4]),
Lor agait[5]) par la forest firent,
Maiz à grant dol se despartirent;
Ne sai ki traist[6]) ne ki lésa,
Ne ki féri ne ki bersa.
Maiz, ço dist l'en, ne sai com fist,
Ke Tirel traist, li Reis ocist.
15180. Plusors dient k'il tresbucha[7]),
En sa cote[8]) s'empéescha
E la saete trestorna[9])
E li acier[10]) el Rei cola.
Alquanz[11]) dient ke Tirel vout
Férir un cerf ki trespassout;
Entre li e li Reis coreit,
Cil trait ki entésé[12]) aveit
Maiz la saete glacéia[13]).
La flèche à un arbre fréia[14])
15190. E la saete traversa,
Li Reis féri, mort le rua[15]).
E Galtier Tirel tost corut
Là ù li Reis chaï è jut[16]).
Henris, frere li Reiz puisnez,
Ert od els el bois alez,

---

[1]) Nunc de silva vide, cur Nova vocitata sit. Ab antiquis temporibus ibi populosa regio erat et villis humanae habitationi competentibus abundabat. Guillelmus autem primus, postquam regnum Albionis obtinuit, amator nemorum, plus quam LX parochias ultro devastavit, ruricolas ad alia loca transmigrare compulit, et silvestres feras pro hominibus, ut voluptatem venandi haberet, ibidem constituit. Ordericus Vitalis hist. eccl. X, 13.

[2]) „birschen", wie auch Uhland Str. 2 sagt. [3]) flèches. [4]) denken. [5]) Hinterhalt. [6]) tira. [7]) tomba. [8]) robe. [9]) détourna. [10]) Erz. [11]) quelques uns. [12]) spannen. [13]) glisser. [14]) frotta. [15]) niederwerfen. [16]) tomba et resta étendu.

Maiz de son arc quant fu tenduz,
Fu un cordon de l'arc rompuz;
E Henris prist l'arc en sa main,
A l'ostel poinst[1]) à un vilain,
15200. Por corde u por fil porcachier[2])
E sa corde apareillier.
Endementrez[3]) k'il demourout
A la corde k'il ratonrnout[4])
Une vieile de la maison
Demanda à un vasleton[5])
Ki cil esteit ki l'arc tendeit,
E ki el boiz aler voleit.
Dame, dist-il, ço est Henris,
Frere li Reis de cest païs.
15210. Amis, dist-el, or sai, or sai,
Une novele te dirai:
Henris iert[6]) Reis hastivement,
Se mis augures ne ment;
Remembre tei de ço k'ai dit,
Ke cil iert Reis jusqu'à petit;
Se ço n'est veir ke jo te di,
Dire porras ke j'ai menti.
Quant Henris out l'arc apresté,
Vers li bois a esperuné[7]);
15220. Vasletz aveit od li asez,
K'il i aveit od li menez.
Jà esteit près del boiz venuz,
Quant un hoem est del boiz issuz,
Poiz vindrent dui, poiz vindrent trei,
Poiz uoef, poiz dis à graut desrei[8]),
Ki li distrent la mort li Rei.
Et il ala mult tost poignant
Là ù il sout[9]) la dolor grant,
Dunc crust li dols[10]), dunc crust li plors
15230. E crust la noise[11]) è li dolors.
A Wincestre li cors porterent,
Al cuer as muigues[12]) l'enterrereut
Tirel en France s'enfui
E à Chaumont lunges veski.

Aus dieser einfachen epischen Erzählung hat der Dichter eine Ballade von entschieden fatalistischer Richtung gemacht: König

---

[1]) ponssc, s'achemine, galopirt. [2]) acheter. [3]) Pendant que. [4]) raccommodait. [5]) écuyer, Knappe. [6]) sera. [7]) spornen. [8]) Unordnung. [9]) sut. [10]) deuil. [11]) bruit. [12]) Dans le choeur de l'église des moines.

Wilhelm hatt' einen schweren Traum, dennoch reitet er jagen; er fällt durch denselben Pfeil, den er Herrn Titan gab. Prinz Heinrich findet kein edles Wild und erjagt doch das Beste, die Königskrone. Die Auffassung, dass Wilhelms Tod ein Strafgericht des Himmels sei, findet sich in der Historia ecclesiastica des Ordericus Vitalis, aus welcher Wace geschöpft hat. Hier wird (lib. X. c. 14ff. ed. Le Prevost) erzählt, dass ein Mönch von Gloster im Traume die heilige Kirche bei Christus sich beklagen sah über die Bedrückungen Wilhelms und dass der Herr antwortete: in proximo tibi sufficiens adhibetur de illo vindicta. Diesen Traum verkündet Serlo, Abt von Gloster, brieflich dem Könige und der Bote kommt hin, gerade als zur verhängnisvollen Jagd aufgebrochen werden soll. Der König aber verlacht die Warnung als ein somnium stertentium und vetularum und reitet davon. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass Uhland den Ordericus Vitalis gekannt und aus dessen Erzählung den „schweren Traum" des Königs gemacht hat. Die Vergleichung Wilhelms mit einem Leoparden erklärt sich wol am einfachsten aus seinem Beinamen „der Rothe" (li Reis Ros, Wace 14490); weshalb endlich der Dichter den Namen des unfreiwilligen Mörders Tirel in Titan verändert hat, weifs ich nicht.

6. Taillefer.

10. 12. December 1812.

Kerner schreibt an Fouqué am 22. December 1812: „Uhland hat sein väterlich Haus verlassen und ist in Stuttgart im Bureau des Justizministeriums angestellt. Er schreibt mir so eben und hat ein herrlich Gedicht beigelegt, überschrieben Taillefer. Es ist ganz ächt!!!!! — — Ich befürchte, dass durch diese neue Geschäftslage seine innere Ruhe und sein Gesang leiden möchte! — Nein! ich kann mich nicht enthalten (ob ich gleich von Uhland, der in solchen Dingen streng ist, keinen Auftrag dazu habe) das Gedicht, das neueste von ihm, beizulegen."

Der Stoff zu dem Gedichte ist dem oben erwähnten Roman de Rou entnommen; die betreffenden Stellen lauten daselbst:

11711. Quant li Dus primes fors issi[1]),
Sor sez dous palmes fors chaï[2]);
Sempres[3]) i out levé grant cri
E distrent tuit: mal signe est ci;
Et il lor[4]) a en haut crié:
Seignors, par la resplendor Dé,
La terre ai as dous mainz seizie;
Sanz chalenge n'iert maiz guerpie[5]);
Tote est nostre quant qu'il i a;
11720. Or[6]) verrai ki hardi sera[7]).

13149. Taillefer, ki mult bien cantout,
Sor un cheval ki tost alout,
Devant li Dus alout cantant
De Karlemaine è de Rollant,
E d'Oliver è des vassals,
Ki moururent en Renchevals[8]).
Quant il orent chevalchié tant,
K'as Engleis vindrent aprismant:[9])
Sires, dist Taillefer, merci,
Jo vos ai lungement servi,
Tut mon servise me debvez;
13160. Hui[10]) se vos plaist me le rendez.
Por tut guerredun[11]) vos requier,
E si vos voil forment préier[12]):
Otréiez mei, ke jo n'i faille,
Li primier colp de la bataille.

---

[1]) zuerst heraasging. [2]) fiel er auf seine beiden Hände hin. [3]) sogleich. [4]) alors. [5]) verlassen. [6]) Jetzt.

[7]) Vgl. Guilelmus Malmesburiensis, Gesta regum Angl. lib. III § 238, p. 411 ed. Hardy: In egressu navis pede lapsus, eventum in melius commutavit, acclamante sibi proximo milite: Tenes, inquit, Angliam, comes, rex futurus!

[8]) Dies ist die berühmte „cantilena Rollandi“, wie sie Guil. Malmesburiensis a. a. O. lib. III, § 241, p. 415 nennt. Die verschiedenen Ansichten der Gelehrten über das Rolandslied finden sich zusammengestellt von Holland in der Anmerkung zur hierauf bezüglichen Stelle in Uhlands Aufsatz: Ueber das altfranzösische Epos (Schr. Bd. IV, S. 352 ff.). Holland bemerkt zum Schluss: Uhland selbst scheint zu der Annahme geneigt, dass von Taillefer allerdings irgend ein Theil der uns erhaltenen Chanson de Roland gesungen worden sei; wenigstens findet sich in der Sagengeschichte Schr. VII, S. 653 nach der Mittheilung einzelner Stellen der fraglichen Dichtung der Satz: „Kampfscenen, wie die ausgehobenen des Romans von Ronceval, waren wohl geeignet zum Schlachtgesange“.

[9]) approchant. [10]) aujourd'hui. [11]) Belohnung. [12]) et ainsi je veux beaucoup prier.

E li Dus respont: Je l'otrei.
E Taillefer point à desrei [1]),
Devant toz li altres se mist;
Un Engleiz féri, si l'ocist;
De soz le pis [2]) parmi la pance [3])
13170. Li fist passer ultre la lance;
A terre estendu l'abati,
Poiz trait l'espée, altre féri,
Poiz a crié: Venez, venez;
Ke fetes vos? Férez, férez!

14008. Li Dus Willame par fierté,
Là ù l'estendart out esté
Rova [4]) son gonfanon porter,
E là le fist en haut lever;
Ço fu li signe k'il out veincu
E l'estandart out abatu.
Entre li morz fist son tref [5]) tendre
E là rova son hostel prendre;
Là fist son mangier aporter
Et aparaillier son souper.

Taillefer ist die reifste dichterische Frucht von Uhlands altfranzösischen Studien und überhaupt eins seiner besten Gedichte; es erscheint daher gerechtfertigt, auf das Verhältnis desselben zu seiner Quelle etwas näher einzugehn.

Der Roman de Rou, das vorzüglichste Denkmal Normännischer Poesie gleicht in der schlichten Einfachheit der Darstellung einer Chronik, aber weit entfernt, den trockenen Ton anzuschlagen, welcher die meisten dieser Geschichtsquellen so ungeniefsbar macht, ist er erwärmt und belebt von einer unvergleichlich frischen, naiven und treuherzigen Auffassung aller Verhältnisse und erhebt sich in einzelnen Theilen zu einer meisterhaften Anordnung und Behandlung des Stoffes. [6]) Das Uhlandsche Gedicht theilt mit ihm jene einfache Darstellung: die kurzen, coordinirten Sätze, die gleichförmigen und harten Uebergänge, die Auslassungen und Gedankensprünge, und es macht daher, ähnlich vielen Partien des Romans, auf den Leser etwa

[1]) pique au galop. [2]) Dessous la poitrine. [3]) ventre. [4]) ordonna. [5]) sa tente.

[6]) So urtheilt Uhland z. B. über die Schilderung der Schlacht bei Hastings Schr. IV, S. 355.

den Eindruck, welchen man beim Anblick alter Holzschnitte empfindet. Wie diese nur die Umrisse der dargestellten Gegenstände zu geben pflegen, meist steif und eckig, aber sehr klar, so sind auch die Gestalten und Situationen unsres Gedichtes mit markigen Strichen mehr angedeutet als ausgeführt und zeigen bei innerer Lebensfrische und Lebenswahrheit äufserlich eine gewisse alterthümliche Steifheit und Unbeweglichkeit. Diese Eigenschaft, welche unzähligen Gedichten zum schwersten Vorwurf gereichen würde, entspringt hier so sehr aus der Natur des Stoffes, dass gerade sie die Darstellung zu einer dem Inhalte adäquaten macht; dass der Dichter sich dessen aber auch klar bewusst gewesen und nicht blos blindlings seiner Vorlage gefolgt ist, erkennt man leicht, wenn man das von ihm gewählte Versmaafs betrachtet. Die Accentverse mit fünf Hebungen sind ein rauhes und holpriges Metrum, aber dadurch gerade vorzüglich geeignet, die herbe Strenge des ganzen Gedichtes auch dem Ohre vernehmlich zu machen, und viel kraft- und würdevoller klingen und klirren diese alterthümlichen Verse mit ihren männlichen Reimen zum Sang und Schwerterklang des Helden, als die um eine Hebung kürzeren des Originals.

Aber mit dieser in Darstellung und Metrum alterthümlichen Einkleidung des Stoffes glaubte der Dichter noch nicht genug gethan zu haben, seine Natur drängte ihn, denselben nach einer bestimmten Richtung hin weiter zu entwickeln. Der Roman de Rou enthält nur wenig romantische Elemente und ist im allgemeinen der treue Spiegel einer Zeit, in welcher das eben entstehende Ritterwesen mit seiner schwärmerischen Frömmigkeit, seiner Galanterie und Abenteuersucht noch keinen Eingang gefunden hatte, sondern die von höheren, geistigen Bestrebungen nur die Kunst des Sängers achtete, dessen Lied die Thaten der Helden verewigte. Ein Beispiel dafür bietet die Episode des Taillefer, welcher die Ehre des Vorkampfs nicht allein wegen seiner Tapferkeit, sondern eben so sehr wegen seiner Sangeskunde erhält und sicherlich aus diesem Grunde auch Uhlands besonderes Interesse erregt hat. Aber die Macht, welche die Poesie selbst in jener wilden Zeit ausübt, schien noch nicht stark genug hervorgehoben: nicht blos bei dieser einzelnen Gelegenheit sollte Taillefer durch seine Kunst Auszeichnung erwerben, sondern durch sie überhaupt erst zum Menschen und Helden gemacht werden, und Uhland wählte zur Erreichung dieses Zweckes

ein eben so eigenthümliches wie wirksames Mittel, indem er in dem ersten frei hinzugedichteten Theile (Str. 1—6) den Helden als niedrigen, unfreien Knecht einführt und ihn allein um seiner Sangeskunde willen zum freien Ritter erhoben werden lässt. Dass ihm in der Folge auch süfser Minnesold zu Theil werden wird, lässt uns der Dichter nur ahnen, da die alterthümliche Strenge des ganzen Gedichtes eine breitere Ausführung des zarten Elementes unstatthaft erscheinen liefs.

Man kann darüber streiten, ob diese Art den ursprünglichen Stoff zu erweitern, die beste sei; wir wollen hier nur untersuchen, wie sie sich aus Uhlands dichterischer Eigenthümlichkeit erklären lässt, und sind hierbei selbstverständlich auf seine früheren Gedichte als auf die einzige Quelle hingewiesen. In denselben ist mehrfach der romantische Gedanke dargestellt, dass die Liebe um Ungleichheit der Stände sich nicht kümmert und dass sie zu einander hinzieht ebensowohl Königstochter und Schäfer („der Schäfer“ 1805) wie Ritterfräulein und Gärtner („drei Fräulein“ 1806); Königssohn und Schäferin („der junge König und die Schäferin“ 1806)[1]), wie Bürgermädchen und Ritter („Gretchens Freude“ 1805, „des Goldschmieds Töchterlein“ 1809). Hierbei ist es an sich gleichgiltig, ob diese Liebe glücklich oder unglücklich ist, thatsächlich aber stellt sich die Sache so, dass in den frühesten sentimentalen Gedichten das letztere, in den späteren mehr lebensfrohen das erstere der Fall ist. Der Taillefer nun in Uhlands Bearbeitung hat mit diesen Gedichten die Erhebung aus niederem Stande gemein, er unterscheidet sich von ihnen dadurch, dass, aus dem oben angeführten Grunde, nicht die Liebe die Erhebung bewirkt, sondern die Sangeskunst. Man sieht also, dass Uhland, um einen alten Lieblingsgedanken auch hier durchzuführen, den im französischen Romane offenbar ritterbürtigen Taillefer zum Knecht erniedrigte, um ihn durch sein Talent wieder zum Ritter zu erheben. Diese Weiterdichtung hat zur Folge gehabt, dass der Uhlandsche Taillefer uns anders er-

[1]) Dass sich in diesem Gedichte die scheinbare Ungleichheit der Stände in eine artige Maskerade auflöst, ist gleichgiltig: der Königssohn glaubt jedenfalls eine Schäferin zu lieben. — In dem Gedichte „Entsagung“ 1805 bleibt es ungewiss, ob Liebe oder Jugendfreundschaft oder Achtung vor seiner Kunst die edle Frau dem Sänger geneigt macht, und um dieser Unklarheit willen konnte das Gedicht hier nicht verwerthet werden.

scheint als der französische: dieser ist mehr Held als Sänger, jener „zugleich ein Sänger und ein Held". Da wir nun denselben Charakter, nur in anderer Beleuchtung, in einem gleich zu besprechenden Gedichte wiederfinden, so mag hier die Frage aufgeworfen werden, wie Uhland auf den Charakter des Helden-Sängers überhaupt gekommen ist.

Es ist bekannt, mit welcher Begeisterung er das Nibelungenlied schon als Knabe ergriff: sollen doch die ersten Strophen einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht haben, dass er vor innerer Aufregung das Zimmer verlassen musste[1]). Später als Student im Jahre 1807 theilte er in dem handschriftlichen Sonntagsblatt seinen Freunden aus dem damals noch sehr unbekannten Liede die Stelle mit, welche die Fahrt der Helden über die Donau schildert, und begleitete dieselbe mit Bemerkungen, welche eben so sehr seine Begeisterung für die Dichtung, als sein feines Verständnis derselben bekunden[2]).

---

[1]) S. Notter, Uhlands Leben S. 22.

[2]) Mayer, Uhland und seine Freunde Bd. 1, S. 22 f. Ich setze die Stelle deshalb hierher, obwol sie mit dem vorliegenden Gegenstande nur in lockerem Zusammenhange steht. Der Dichter sagt: „Gewaltig wie nirgends ist hier der Untergang einer ganzen Heldenwelt dargestellt. Ein grofses dunkles Verhängnis waltet über der Handlung, bildet die Einheit derselben und wird uns beständig im Hintergrunde gezeigt. Wir belanschen es von der Zeit an, da es die ersten Fäden um die Helden des Gedichtes spinnt; wir folgen ihm, bis es sie ganz umschlungen in den Abgrund hinabreifst .... Wie ein leichtes Spiel, wie ein Mährchen der Liebe, das ein Troubadour zarten Frauen versingt, hebt die Erzählung an:

Es wuchs in Burgunden ein schönes Mägdelein,
Dass in allen Landen kein schön'res mochte sein;
Chriemhilde war sie geheifsen, das wunderschöne Weib —

Aber gleich kommt die düstere Mahnung:

Darum mussten der Degen viele verlieren den Leib.

Es erglänzt ein üppiges, festliches Leben. Jugendliche Ritter fahren nach blühenden Bräuten. Liebe wirbt um Gegenliebe. Aber es ist das Morgenroth von einem Gewittertage. Dunkler wird es und dunkler. Hader und Streit erwachsen. Der schwarze Mord tritt herein, ihm nach die blutige Rache. Das schöne Mägdlein, mit der das Lied so heiter begann, von der es hiefs: „Niemand war ihr gram", sie wird zur Furie des schrecklichen Verhängnisses. Zwei Heldengeschlechter, die Helden vom Rheine und die Helden König Etzels im Hunnenlande führt sie zum Mordfeste zusammen. Wie die nordischen

Der Pariser Aufenthalt erweiterte seine Kenntnis epischer Poesie aufserordentlich und verschaffte ihm die Möglichkeit, unser Nibelungenlied mit andern in ihrer Art eben so grofsartigen epischen Dichtungen zu vergleichen: unmittelbar nach seiner Rückkehr von Paris (1811) übersetzte er ein Stück aus dem Heldengedicht von Viane und versah es mit fortlaufenden Parallelstellen aus dem Nibelungenliede; dieses selbst las er in jener Zeit wiederholt und machte die Bemerkung, dass sich der Eindruck desselben mit dem Verse „im ragete von den herten ein gêrstange lanc“ vergleichen lasse[1]). Besonders scheint ihn Volkers Heldengestalt mächtig gefesselt zu haben, was ja an sich sehr natürlich ist und noch dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, dass er den Namen Volkers als Pseudonym benutzte und in den Jahren 1812 und 1813 im Ganzen 16 Gedichte unter diesem Namen veröffentlicht hat. Da nun auch „Taillefer“ in diese Zeit fällt (10. 12. December 1812), so liegt es nahe, den Helden des Gedichtes mit Volker zusammenzustellen, zumal da sich auch sonst Anklänge an das Nibelungenlied finden. Abgesehen von einzelnen Ausdrücken, z. B. „das höhet mir den Muth“ (des wart wol gehoehet vil maneges heldes muot str. 282) und dem Gebrauche der Interjection Hei, finde ich namentlich in der Strophe:

> Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
> Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
> Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust:
> Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Brust“.[2])

Kämpen sich zum Zweikampfe auf Felseninseln überführen liefsen, wo sie in fürchterlicher Einsamkeit sich gegenüber standen, zusammengehalten von den Armen des reifsenden Stroms: so stehen hier die zwei Heldenwelten sich entgegen; das eiserne Schicksal presst sie zusammen; kein Weichen, keine Rettung. Wie zwei zusammenstofsende Gestirne zerschmettern sie sich und versinken.“

[1]) S. Uhland, E. Gabe für Freunde S. 78. Der seltsame Ausspruch soll wohl das gepresste, schmerzliche Gefühl veranschaulichen, dessen sich beim Lesen des gewaltigen Gedichtes wohl kaum ein empfänglicher Leser erwehren kann.

[2]) Diese ganze Situation ist volksthümlich; man vergleiche den Anfang vom Ulinger-Liede (Uhland, Volkslieder, N. 74):

> Gůt ritter der reit durch das riet,
> er sang ein schönes tageliet,
> er sang von heller stimme,
> dass in der burg erklinget.

Anklänge an die schöne Schilderung vom Schlummergesange des kühnen Fiedelmanns (str. 1773):

> Dô klungen sine seiten daz al daz hûs erdôz.
> Sin ellen zuo der fuoge diu wârn beidiu grôz.
> Süezer unde senfter gigen er began:
> Do entswebete er an den betten vil manegen sorgenden man.

Durch die Hinzudichtung des ganzen ersten Theiles wurde der rein epische Charakter, welchen das Gedicht mit seiner Quelle gemeinsam hat, noch bedeutend verstärkt, es besteht nunmehr aus fünf verschiedenen gröfseren und kleineren Gemälden, welche durch die allen gemeinschaftliche Figur des Taillefer in inneren Zusammenhang gesetzt sind; aufserhalb desselben steht allein die Strophe:

> Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer;
> Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
> Er sprang vom Schiffe; da fiel er auf die Hand.
> „Hei! rief er, ich fass' und ergreife dich, Engelland!“

Aber auch diese Strophe darf man nicht eine Episode im gewöhnlichen Sinne nennen, vielmehr steht sie insofern in engem innerem Zusammenhange zum Ganzen, als uns durch sie in sehr geschickter, echt poetischer Weise der Zweck von Wilhelms Ueberfahrt nach England nicht erzählt, sondern in einem kleinen lebendigen Bilde unmittelbar so zu sagen vor Augen geführt wird.

So ist denn, um zum Schlusse zu kommen, Taillefer ein in vielen Beziehungen eigenthümliches Gedicht, welches nicht jeden Leser sofort anspricht. Sollte daher im Vorhergehenden der Nachweis gelungen sein, dass die Eigenthümlichkeiten zum Theil aus dem Stoff mit Nothwendigkeit hervorgehn, jedenfalls aber alle vom Dichter beabsichtigt sind, so würde für die richtige Beurtheilung des Gedichtes schon etwas gewonnen sein.

> Die junkfraw an dem laden lag,
> sie hört gût ritter singen.
> „ja wer ist der da singet?
> mit dem will ich von hinnen“.

7. Bertran de Born.

Tag der Abfassung nicht bekannt. Zuerst gedruckt im Morgenblatt 1829 Nr. 283 vom 26. November.

Die nächste Veranlassung für die Entstehung dieses Gedichtes gab wohl das Werk von Diez: Leben und Werke der Troubadours, welches 1829 erschien und vom Verfasser vermuthlich ebenso wie seine frühere Schrift über die Poesie der Troubadours [1]) dem Dichter übersendet wurde. Aus diesem Werke, welches auf S. 179—233 Bertran de Born behandelt, heben wir das zum Verständnis des Uhlandschen Gedichtes Nöthige im Folgenden heraus.

Die Jahrbücher der Geschichte nennen kaum den Namen dieses kriegerischen Sängers, jedoch lässt sich aus seiner provençalischen Lebensgeschichte, sowie aus seinen Liedern sein Leben zusammenstellen.

Er blühte zwischen 1180 und 1195, war ein geringer Baron oder Vizgraf von Perigord [2]), Besitzer des Schlosses Hautefort, einige Meilen östlich von Perigueux gelegen, und stand mit den Söhnen Heinrichs II. von England in innigem Verkehr. Dieser hatte seinen ältesten Sohn Heinrich 1170 zum Könige krönen lassen und verlangte, als er um Weihnacht 1182 zu Mans Hof hielt, die jüngeren Söhne Richard (Löwenherz) und Gottfried sollten ihrem älteren Bruder, als gekröntem Könige, den Huldigungseid leisten. Gottfried that dies, Richard verliefs dagegen zornig den Hof, eilte nach Poitou und verschanzte sich dort. Aber seine Unterthanen, die Aquitanischen Grofsen, die ihn wegen seines Uebermuthes hassten, wandten sich insgeheim an den seiner Milde wegen beliebten Heinrich und boten ihm die Herrschaft von Aquitanien an. Heinrich ging darauf ein, verbündete sich mit Gottfried und wollte eben den Krieg mit Richard beginnen, als der Vater zwischen den feindlichen Brüdern Frieden

---

[1]) Vgl. Uhland, E. Gabe für Freunde S. 217 ff.

[2]) Grafschaft im nördlichen Guienne mit der Hauptstadt Perigueux. — Ventadorn, Grafschaft von Limousin mit der Stadt Ventadour, nördlich von Perigord.

stiftete und Heinrich bewog, seine Ansprüche gegen eine jährliche Rente aufzuopfern, weswegen er in einem äufserst bittern Sirventes[1]) von Bertran angegriffen und u. a. als König der Memmen bezeichnet wurde. Aufserdem schwuren Heinrich und Gottfried mit Richard Frieden zu halten. Der Vater, diesem Schwur vertrauend, schickte zuerst Gottfried, um zwischen Richard und seinen Vasallen den Frieden zu vermitteln; aber Gottfried, kaum der Aufsicht seines Vaters entronnen, brach den Eid und zog gegen Richard zu Felde; dasselbe that auch Heinrich. Richard gerieth in die äufserste Bedrängnis, bis sich der Vater selbst (Februar 1183) gegen die ungehorsamen Söhne zum Kampfe rüstete. Er zog zunächst gegen Limoges, wo Heinrichs Mannen verzweifelten Widerstand leisteten. Dieser selbst befand sich aufserhalb der Burg, um einen grofsen Schlag gegen seinen Vater vorzubereiten, starb aber am 11. Juni an einem Fieber in dem Schlosse Martel. „Als er sich dem Tode nahe fühlte, schickte er einen Eilboten an seinen Vater, flehte ihn um Vergebung an und drückte den Wunsch aus, ihn noch einmal zu sprechen. Der stets gütige König, im Innersten bewegt, wäre gern erschienen, allein seine Freunde, eine Schlinge fürchtend, riethen ihm ab. Da zog er einen Ring von seinem Finger und übersandte ihn dem Sterbenden als ein Zeichen seiner Liebe und Vergebung. Heinrich presste ihn an seine Lippen, bekannte seine Sünden vor allen Anwesenden und liefs sich, in ein härenes Hemde gehüllt, den Strick um den Hals, auf eine Streu von Asche legen, wo er den Geist aufgab." (Diez S. 204). Bertran beklagte seinen Tod in einem schönen Klagelied, dessen erste Strophe lautet:

Wenn alle Qualen, Thränen, alles Leid,
Der Kummer, der Verlust, die herbste Pein,
Die man gefühlt in dieser Zeitlichkeit,
Versammelt wären, schienen sie noch klein
Beim Tod des jungen Herrn von Engelland,

---

1) Von servir, also eigentlich Dienstgedicht, d. h. ein Gedicht im Dienst eines Herrn von seinem Hofdichter verfasst, dann allgemein ein Lob- oder Rügelied in öffentlichen oder eigenen Sachen, jedoch mit Ausschluss der Liebesangelegenheiten. Vgl. Diez, Poesie d. Troubadours, S. 111 f. — Auf das oben erwähnte Sirventes Bertrans beziehen sich wohl Uhlands Worte:

Als mit zorn'gen Schlachtgesängen
Ich bestürmen liefs sein Ohr.

Worüber Ehr' und Hochsinn sich beklagt,
Die Welt verdüstert, schwarz und finster zagt,
Ganz freudeleer, voll Traurigkeit und Jammer[1]).

Mit Heinrichs Tod löste sich der Bund auf, dessen Mitglieder einzeln bezwungen wurden. Auch Bertran musste Hautefort nach siebentägiger hartnäckiger Vertheidigung übergeben und gerieth selbst in Gefangenschaft. Er wurde, wie unsre Handschriften erzählen, in Heinrichs Zelt geführt, der ihn, den er als Anstifter der Empörung seines Sohnes kannte, sehr übel aufnahm. „Bertran, Bertran", sagte er, „ihr habt euch einmal gerühmt, dass ihr nicht die Hälfte eures Verstandes nöthig hättet; jetzt aber scheint er euch ganz noth zu thun." „Herr", erwiderte Bertran, „es ist wahr, dass ich dies gesagt habe, und ich habe damit die Wahrheit gesagt; allein nun habe ich ihn nicht mehr." „Wie so?" fragte der König. „Herr", versetzte Bertran, „an dem Tage, wo euer Sohn, der treffliche junge König starb, verlor ich Verstand und Bewusstsein[2])." Auf diese Antwort habe, so wird erzählt, der gerührte König dem

---

[1]) Die Worte Uhlands:

Leicht hast du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft.

werden, so viel ich weifs, gewöhnlich auf das Lied bezogen, welches Bertran in dem Uhlandschen Gedichte singt. Dies halte ich für unzulässig, denn ein Trauerlied muss zum Hauptinhalte traurige Reflexionen haben, was wohl Niemand von dem Bertranschen Liede behaupten wird. Will man daher dem Dichter nicht eine ungenaue Ausdrucksweise zuschreiben, so wird man die betreffenden Worte auf das oben angeführte historisch überlieferte Klagelied Bertrans beziehen müssen. Freilich wird in diesem Falle den Dichter der gegründete Vorwurf treffen, dass er in sein Gedicht Dinge hineingebracht hat, welche einen Commentar absolut nothwendig machen.

[2]) Uhland erweitert den Gedanken, indem er sagt:

Da, wie Autafort dort oben,
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.

Die letzten Worte bezeichnen nicht, wie man erwarten sollte, die beiden „Hälften" seines Geistes, deren der König in Str. 2 spöttisch Erwähnung that, sondern seine Sanges- und seine Kriegskunst.

Freunde seines Sohnes seine Freiheit und seine Besitzungen zurückgegeben und ihm obendrein noch reichlich beschenkt.

Bertran soll zwei Frauen gehuldigt haben: einer edlen Dame seiner Heimat und einer über seinen Stand weit erhabenen Frau, der Tochter König Heinrichs II. von England, welche mit Herzog Heinrich dem Löwen vermählt war und die Mutter Kaiser Ottos IV. wurde. Die Geschichte nennt sie Mathilde, der Troubadour Helena, wohl mit Hindeutung auf die Griechische Helena, in welcher das Mittelalter die Blume der Schönheit erblickte. Bertran lernte sie wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1183 kennen[1], als sie mit ihrem geächteten und auf drei Jahre aus Deutschland verbannten Gemahl bei ihrem Vater, der in der Normandie Hof hielt, verweilte.

Bertrans Leben war ein grofser Kampf, sein Lied ein grofser Schlachtgesang; so sagt denn auch Dante (Vulg. eloq. lib. II c. 2), um ihn zu charakterisieren, einfach: Bertramum de Bornio arma poetasse invenimus, und seine Kriegslust spricht er mit Lebhaftigkeit in einem Sirventes aus, welches ich hieher setze, da es an sich poetischen Werth hat und das Buch von Diez, wo es S. 188 f. steht, nicht jedem Leser gleich zur Hand ist.

Mich freut des süfsen Lenzes Flor,
Wenn Blatt und Blüthe neu entspringt;
Mich freut's, hör ich den muntern Chor
Der Vöglein, deren Lied verjüngt
  Erschallet in den Wäldern;
Mich freut es, seh ich weit und breit
Gezelt' und Hütten angereiht;
  Mich freut's, wenn auf den Feldern
Schon Mann und Ross zum nahen Streit
Gewappnet stehen und bereit.

Mich freut es, wenn die Plänkler nahn
Und furchtsam Mensch und Herde weicht;
Mich freut's, wenn sich auf ihrer Bahn
Ein rauschend Heer von Kriegern zeigt;
  Es ist mir Augenweide,
Wenn man ein festes Schloss bezwingt,
Und wenn die Mauer kracht und springt,
  Und wenn ich auf der Haide
Ein Heer von Gräben seh' umringt,
Um die sich starkes Pfahlwerk schlingt.

Vom wackern Herrn auch freut es mich,
Wenn er zum Kampfe sprengt voran
Auf seinem Schlachtross ritterlich:
Denn so spornt er die Seinen an
Mit kühner Heldensitte!
Und wenn er angreift, ist es Pflicht,
Dass jeder Mann mit Zuversicht
Ihm nachfolgt auf dem Schritte:
Denn jeder gilt für einen Wicht,
Bevor er wacker kämpft und ficht.

Manch farb'gen Helm und Schwert und Speer,
Und Schilde schadhaft und zerhaun,
Uud fechtend der Vasallen Heer
Ist im Beginn der Schlacht zu schaun;
Es schweifen irre Rosse
Gefallner Reiter durch das Feld,
Und im Getümmel denkt der Held,
Wenn er ein edler Sprosse,
Nur wie er Arm' und Köpfe spellt,
Er, der nicht nachgiebt, lieber fällt.

Nicht solche Wonne flöfst mir ein
Schlaf, Speis' und Trank, als wenn es schallt
Von beiden Seiten: drauf, hinein!
Und leerer Pferde Wiehern hallt
Laut aus des Waldes Schatten,
Und Hülferuf die Freunde weckt,
Und Grofs und Klein schon dicht bedeckt
Des Grabens grüne Matten,
Und mancher liegt dahin gestreckt,
Dem noch der Schaft im Busen steckt.

Und noch drastischer spricht sich seine streitbare oder vielmehr streitsüchtige Gesinnung in einem andern Sirventes aus (Diez S. 209 ff.), in welchem es heifst:

Ist friedlich alle Welt gestimmt,
Gnügt mir ein Fufs breit Land zum Zwist:
Mög' er erblinden, der mir's nimmt,
Wenn auch die Schuld mein eigen ist!
Friede thut mir leid,
Ich bin für den Streit;
Sonst kein Glaubenssatz
Findet bei mir Platz.

Ein Andrer baue Haiden an,
Ich bin bedacht nur früh und spät,
Wie ich Geschosse sammeln kann
Und Pferde, Schwerter, Kriegsgeräth:
Das ist mein Revier;
Angriff und Turnier,
Spenden, Werben auch
Ist mein liebster Brauch.[1])

Die in diesen Versen ausgesprochene Gesinnung fand gewiss in den Kreisen seiner Standesgenossen allgemeinen und lauten Anklang; dagegen ist ihm ein strenger Richter in Dante geworden, der ihm zwar, gewiss aus Achtung vor seinem poetischen Talent, einen Platz in seinem Göttlichen Gedichte verstattet hat, ihn aber, als Zwietrachtstifter zwischen Vater und Sohn, ausgesuchte Pein erdulden lässt. Die betreffende Stelle Inf. Cant. XXVIII (Diez S. 189 f.) lautet:

Ich sah — noch ist dies Schreckbild mein Begleiter —
Ein Rumpf ging ohne Haupt mit jener Schaar
Von Unglücksel'gen in der Tiefe weiter.
Er hielt das abgeschnitt'ne Haupt beim Haar,
Und liefs es von der Hand als Leuchte hangen,
Und seufzte tief, wie er uns nahe war.
So kam er Eins in Zwein dahergegangen,
Und leuchtet als Laterne sich mit sich —
Wie's möglich, weifs nur der, der's so verhangen.
Indem er bis zum Fufs der Brücke schlich,
Hob er, um näher mir ein Wort zu sagen,
Den Arm zusammt dem Haupte gegen mich,
Und sprach: „Hier sieh die schrecklichste der Plagen!
Du, der du athmend schaust die Todten hie,
Sprich, ist wohl eine schwerer zu ertragen?

[1]) Für diejenigen, welche es vergnügt, darauf zu merken, wie der menschliche Geist zu den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern unter gleichen Verhältnissen die gleichen Anschauungen erzeugt, setze ich das geistesverwandte Skolion eines griechischen Feudalherrn, des Hybrias (nomen, omen!) von Kreta her, welches Athen. XV, 695 F. aufbewahrt hat. Es beginnt:

ἔστι μοι πλοῦτος μέγας δόρυ καὶ ξίφος
καὶ τὸ καλὸν λαισήιον, πρόβλημα χρωτός.
τούτῳ γὰρ ἀρῶ, τούτῳ θερίζω,
τούτῳ πατέω τὸν ἁδὺν οἶνον ἀπ' ἀμπέλω·
τούτῳ δέσποτα μνωίας κέκλημαι.

Und dass du Kunde bringst von mir, so sieh,
Beltram von Bornio hin ich, der im Leben
Dem jungen König bösen Rath verlieh;
Ich liefs den Sohn und Vater Zwist erheben:
So wurden David einst und Absolon
Entzweit durch Ahitophels böses Streben.
Mein Hirn nun muss ich zum gerechten Lohn
Getrennt von seinem Quell im Rumpfe sehen,
Weil ich getrennt den Vater und den Sohn;
Und so wie ich gethan, ist mir geschehen.

Der einzige menschlich schöne Punkt, welcher uns aus dem wildbewegten, von Hass und Neid verdüsterten Leben Bertrans entgegenleuchtet, erscheint aber gerade in engster Verbindung mit der von Dante verurtheilten Stellung zwischen den beiden Heinrichen; denn mit dem Sohne scheint den Sänger allerdings eine aufrichtige Herzensfreundschaft verbunden zu haben, und die oben angeführte Strophe aus dem Trauerliede auf seinen Tod erscheint als ungesuchter Ausdruck wahren und tiefen Schmerzes. Viel zweifelhafter ist es dagegen, ob das Verhältnis des Dichters zur Mathilde wirklich sein Herz berührt hat, oder ob er in demselben nicht vielmehr Befriedigung seiner Eitelkeit oder seines Ehrgeizes gesucht hat. Der Leser mag selbst urtheilen, soweit man nach einer Uebersetzung urtheilen kann, ob in der folgenden Canzone[1]) zum Preise seiner Dame der Dichter wirklich die Sprache des Herzens spricht. Der Schluss lautet bei Diez S. 214:

„Voll Huld und Reiz, erlauchter Königsspross,
Der die Treue nie verletzt,
Vertrieben habt ihr mich aus meinem Schloss,[2])
Nach Anjou mich hinversetzt;
Und da ihr als erhabne Zier und Blume
Aller Frauen seid geschätzt,
Dient es der röm'schen Krone selbst zum Ruhme,
Wird sie euch auf's Haupt gesetzt."

Ihr sanfter Blick, der Mienen Huld erschien
Wie ein Pfad zum Liebesziel,

---

[1]) „Die Canzone war ausschliefslich der Liebe und Gottesverehrung gewidmet und steht im vollkommensten Gegensatz zum Sirventes" Diez, Poesie der Troub. S. 104.

[2]) Natürlich nur bildlich zu verstehn.

Indem mein Herr mich setzte zu ihr hin
 Auf den kaiserlichen Pfühl.
Liebreich und sanft war jedes Wort der Süfsen,
 Ihre Sprache voll Gefühl,
Und Catalanin schien sie mir im Grüfsen[1])
 Und der Reden leichtem Spiel.

Als ich die Zähne sah krystallenrein,
 Da sie lieblich sprach und lacht',
Und einen Körper zart und weifs und fein
 In des Ueberkleides Pracht,
Und jener Farbe frische Rosenröthe,
 Die mich um mein Herz gebracht —
Nicht tauscht' ich, wenn man Korassan mir böte,
 So hat sie mich reich gemacht.

Dies ist der Stoff, welcher Uhland vorlag; sehen wir jetzt zu, wie er denselben gestaltete.

Zunächst zog ihn zu Bertran wol dieselbe Neigung, die ihn siebzehn Jahre früher für Taillefer begeistert hatte, nämlich die Verbindung des Sängers mit dem Helden, welche ihm in Bertran mit überwältigender Eindringlichkeit entgegen trat; aufserdem aber lockte ihn wohl die plastische Klarheit, mit welcher dieser Charakter in der Geschichte wie in seinen Liedern dasteht; denn Uhland war sich einer gewissen Schwäche in der Darstellung frei erfundener Gestalten wohl bewusst[2]), und lehnte sich gern an überkommene, und nur dichterisch zu belebende Personen und Situationen an. Freilich war der historische Charakter Bertrans für dichterische Behandlung nicht ohne weiteres zu verwenden, da die Tugenden sich bei ihm im Drange der wilden Zeit fast in eben so viele Laster verwandelt hatten, und er nur durch seine geistige Kraft und sein dichterisches Talent sich aus der Menge der andern adlichen Raufbolde heraushebt. Der Dichter musste also nach einem Punkte suchen, an welchem auch dieser harte und trotzige Sinn menschliches Fühlen verrieth, und da war es nach dem oben Gesagten unvermeidlich, dass er auf das Verhältnis zum jungen Heinrich und die damit zusammenhängende Anekdote kam, und er hätte ein

[1]) Die Catalanen standen im Rufe besonderer Artigkeit.

[2]) S. die Abhandlung vor dem Programm des grauen Klosters 1873, S. 3. [unten S. 57].

schlechter Dichter sein müssen, wenn er letztere nicht zum Rahmen seines Gedichtes gewählt hätte. Denn sie bot einmal den Vortheil, Bertran in einem höchst bedeutsamen Momente seines Lebens zu zeigen; sie gestattete ferner, seine hervorstechendste Charaktereigenschaft, den Muth, in idealer Gestalt nämlich als sittlichen Muth, und in der schwersten Lage, nämlich seinem Todfeind gegenüber, zu zeigen, in dessen Hand sein Leben lag; sie gewährte endlich die Möglichkeit, diesen Muth durch die edelsten Regungen des menschlichen Herzens, durch Freundschaft und, wie wir im Hinblick auf das Gedicht gleich hinzusetzen, durch Liebe zu erwärmen und zu verklären. Alle diese Momente hat Uhland künstlerisch verschmolzen in dem Liede Bertrans, das den Haupttheil seines Gedichtes bildet. Die Hinzudichtung und die übrigen Veränderungen, welche er mit dem Stoffe vorgenommen hat, sind nicht bedeutend. Schon durch die Geschichte war ein gewisses Verhältnis Bertrans zu Mathilde bezeugt: der Dichter vertiefte dies und stellte es in Parallele zu der Freundschaft Bertrans mit dem jungen Heinrich, und erreichte hiermit einen doppelten Zweck, einmal kam ein weiteres milderndes Element in Bertrans rauhen Charakter, dann aber wurde dieser durch ein zweites Band mit dem älteren Heinrich verknüpft und dadurch die Wirkung des Conflicts und der Lösung verstärkt. Uebrigens erinnert die Darstellung dieses Verhältnisses in Situation und Ausdruck an das Jugendgedicht „Entsagung" vom Jahre 1805, in welchem der Sänger ein Lied voll schmerzlicher Resignation vor dem Fenster der Geliebten singt, welche, einst die Gespielin seiner Jugend, jetzt unerreichbar hoch über ihm steht. Darum sagt er (Str. 3):

> Von dem kerzenhellen Saale,
> Wo du throntest, blieb ich fern,
> Wo um dich beim reichen Mahle
> Freudig safsen edle Herrn;
> Mit der Freude nur vertraut,
> Hätten frohes sie begehret,
> Nicht der Liebe Klagelaut,
> Nicht der Kindheit Recht geehret.

Und die letzte Strophe lautet:

> Und es schwieg der Sohn der Lieder,
> Der am Fufs des Thurmes safs;

Und vom Fenster klang es nieder
Und es glänzt im dunkeln Gras:
„Nimm den Ring und denke mein,
Denk' an unsrer Kindheit Schöne!
Nimm ihn hin! Ein Edelstein
Glänzt darauf und eine Thräne."

Die betreffende Strophe aus Bertran lautet:

Deine Tochter safs im Saale
Festlich, eines Herzogs Braut,
Und da sang vor ihr mein Bote,
Dem ein Lied ich anvertraut[1]),
Sang, was einst ihr Stolz gewesen,
Ihres Dichters Sehnsuchtlaut,
Bis ihr leuchtend Brautgeschmeide
Ganz von Thränen war bethaut.

Auch der Tod des jungen Heinrich ist von Uhland anders dargestellt worden, als in der Quelle: hier stirbt er am Fieber, dort in Folge eines Pfeilschusses, was keiner Erklärung bedarf. Hier ist der Vater in der Nähe des sterbenden Sohnes und sendet ihm ein Zeichen seiner Vergebung; dort ist er durch „Meer, Gebirg und Thal" vom Sohne getrennt, und dieser stirbt mit dem qualvollen Bewusstsein, den beleidigten Vater nicht versöhnt zu haben, in den Armen seines Freundes Bertran. Diese Veränderungen ergeben sich eine aus der andern. Aus der ganzen Sachlage entsprang mit Nothwendigkeit, dass Bertran dem Heinrich in der Todesstunde als Freund zur Seite stehen musste; hätte der Dichter aber nun den Vater in der Nähe weilen oder gar mit dem Sohn in Verbindung treten lassen, so wäre Bertran zu einer Nebenrolle verdammt gewesen; daher musste der Vater unendlich weit entfernt[2]), der Sohn

[1]) Bei dem Liede mag man sich der zuletzt abgedruckten Canzone erinnern. Der Bote ist Papiol, der Jongleur Bertrans. „Ein wichtiges Geschäft der Jongleurs (= joculatores, Spielleute) bestand nämlich darin, die des Vortrags unkundigen Hofdichter auf ihren Fahrten zu begleiten, um sie mit Gesang und Spiel zu unterstützen oder die Lieder vornehmer Dichter, die aus ihrer Kunst keinen Gewinn ziehen mochten, an den Höfen vorzutragen". Diez, Poesie der Troubadours S. 43. — Den Begriff Gaukler und Possenreifser hat das Wort Jongleur erst mit dem Sinken dieser Kunst angenommen.

[2]) Nur in dieser allgemeinen Bedeutung fasse ich die Worte; „Meer, Gebirg und Thal"; wer sie genauer nehmen will, muss sich den König in England denken.

vollkommen vereinsamt dargestellt werden, indem nur so Bertrans Freundestreue ins hellste Licht gesetzt werden konnte.

So viel über die Bearbeitung des Stoffes. Was die Darstellung betrifft, so ist sie von einem Farbenglanz, wie wir ihn bei Uhland nur in den Gedichten aus den Jahren 1829—34 finden, wo der Dichter selber in der Fülle seiner Kraft stand, und wie er im höchsten Grade angemessen für ein Gedicht ist, das unter dem heifsen Himmel Süd-Frankreichs spielt und den feurigsten unter den Troubadours zum Helden hat. Dieser Farbenglanz ist ein Product der Anmuth und der Kraft, welche beide sich in dem Gedichte auf die glücklichste Weise gepaart haben. Man erkennt dies am deutlichsten, wenn man ihm die übrigen französischen Gedichte Uhlands gegenüber stellt: einmal den Taillefer, in dem sich die Kraft zu alterthümlicher Strenge steigert, anderseits den provençalischen Liedercyclus „Sängerliebe“, in welchem die Anmuth zu schmachtender Schwärmerei erweicht erscheint. Der verschiedene Charakter dieser drei Gruppen findet seinen Ausdruck im Reime, welche namentlich in unserm Gedichte besondere Betrachtung verdient. Im Taillefer haben wir paarweise männliche Reime, im Cyclus „Sängerliebe“ nur weibliche Reime, abwechselnd mit reimlosen Versen weiblichen Ausgangs, in Bertran endlich nur männliche Reime abwechselnd mit reimlosen Versen weiblichen Ausgangs. Die Reimsilben in Bertran sind ebenso eigenthümlich wie klangvoll: -ört, -ei, -örn, -aut, -ôr, -âl, -aft, -ürt[1]), sie beherrschen jede ihren vollen Vers und tragen das Ihre dazu bei, dem Gedichte ein eigenes, ich möchte sagen vornehmes Gepräge zu verleihen.

So steht das Gedicht wie eine glänzende exotische Pflanze unter den übrigen einfachen und bescheidenen Blüthen Uhlandscher Poesie und zeigt, wie wohl der Dichter im Stande war, auch fremdländische Stoffe, welche neben lodernder Leidenschaft nur wenig von erwärmender Gemüthstiefe enthalten, in echt deutscher d. h. gemüthvoller Weise umzudichten und auf diesem Wege für sein Volk, dem all sein Denken und Dichten galt, wahrhaft geistig zu erwerben.

---

[1]) Hat der Dichter etwa auch Montfort statt Martel, obwohl es nicht im Reime steht, wegen des volleren Klanges gewählt?

III.

UHLANDS SCHWÄBISCHE BALLADEN
AUF IHRE QUELLEN ZURÜCKGEFÜHRT.

[Aus dem Programm des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster 1873 S. 1—28; Separatabdruck Berlin. W. Weber. 1873.]

Als Uhland in späteren Jahren auf Tiecks Frage, welche Dichter auf ihn besonderen Einfluss geübt hätten, allein Goethe nannte[1]), mag es den alten Romantiker unangenehm genug berührt haben, keinen Namen seiner Schule zu hören; hatte er doch ein gewisses Recht, dies zu erwarten, Uhland freilich ein gröſseres, jene Abhängigkeit abzulehnen. Denn seinem ernsten und gesunden Sinne behagte weder der gelehrte Dilettantismus, noch die verschwommene Sentimentalität[2]), noch endlich die in Schriften und im Leben sich breit machende Negierung vieler staatlichen, religiösen und sittlichen Verhältnisse, in welcher manche Romantiker sich gefielen; dagegen gab er sich in einem Punkte gern und dauernd ihrem Einflusse hin, in dem Bestreben, die Litteraturen neuerer Völker, vorzüglich aber das deutsche Altertum für die deutsche Dichtung nutzbar zu machen. Einem zündenden Blitzstrahl gleich traf ihn diese Idee, als er im J. 1804 den Waltharius in die Hand bekam: „Das hat in mich eingeschlagen, sagte er. Was die klassischen Dichtwerke, trotz meines eifrigen Lesens, mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig dastunden, was ich an der neueren Poesie mit all

---

[1]) S. Otto Jahn, L. Uhland. Bonn 1863 S. 22.

[2]) Novalis liebte er nicht. S. K. Mayer, Uhland u. s. Freunde. Stuttg. 1867 Bd. 1 S. 43 in einem Briefe schon vom J. 1808!

ihrem rhetorischen Schmucke vermisste, das fand ich hier: frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach."[1]) In ähnlichem Sinne äufsert er sich in einem Briefe an Karl Mayer vom J. 1809: „Ich empfehle jedem Dichter sich recht innig in die Schriften deutschen Alterthums zu versenken und seine Bildung aus dem Stamm des deutschen Vaterlandes erwachsen zu lassen. Wie dadurch ein Dichter zum Nationaldichter wird, zeigt sich bei Goethe. Wie vertraut ist dieser mit echtdeutschen Mythen, mit Volkspoesie u. s. w."[2]) — Uhland selbst hat diesen Rath stets treulich befolgt und seine übrigen Studien auf diesen Kern- und Ausgangspunkt seines Dichtens und Denkens bezogen. Dies geht aus folgenden Aeufserungen hervor, welche er als Siebziger seiner Gattin gegenüber that: „Für eine Poesie für sich, vom Volke abgewendet, eine Poesie, die nur die individuellen Empfindungen ausspricht, habe ich nie Sinn gehabt. Im Volke musste es wurzeln, in seinen Sitten, seiner Religion, was mich anziehen sollte. Schon von meiner Knabenzeit an habe ich die Poesie so gefasst. . . . Es wurde mir öfters von Norddeutschen der Vorwurf gemacht, ich habe zu wenig von der ausländischen Literatur Notiz genommen. Ich habe mich aber mit spanischer, französischer und nordischen Sprachen viel beschäftigt, habe es aber allerdings am meisten in Bezug auf den Zusammenhang mit der Literatur und der Geschichte des deutschen Volkes gethan. Diesem galt mein Studium von meiner frühen Jugend an. Meine eigenen Gedichte sind in der Liebe zu ihm gewurzelt und nur als einen Theil der deutschen Literatur möchte ich sie angesehen wissen. Auch meine dramatischen Stücke, die geschriebenen, wie die, die ich mir vorgenommen hatte zu schreiben, sind daraus hervorgegangen. Wer sich nicht mit meinen Studien befasst, kann nicht über mich schreiben."[3])

Dass er bei dem Streben, deutsche Sagen zur dichterischen Bearbeitung zu finden, sehr früh auf den reichen Sagenschatz seiner

---

[1]) S. L. Uhland. Eine Gabe für Freunde S. 20.

[2]) S. K. Mayer a. a. O. S. 109. Dieser leider abgebrochene Brief zeigt zugleich, in welchem Sinne der oben angedeutete Einfluss Goethes zu verstehen ist. Im einzelnen hat denselben neuerdings nachzuweisen versucht Sintenis in Fleckeisens Jahrb. Abth. für Päd. 1872. S. 369 ff.

[3]) S. L. Uhland. E. Gabe f. Freunde S. 457 f.

Heimat geführt wurde, ist leicht erklärlich: berührte sich doch hier mit dem Dichter auch der schwäbische Patriot und concentrirten sich doch später seine Studien immer mehr auf die Erforschung der Sagengeschichte seiner engeren Heimat. „Wir stehen hier, rief er seinen Zuhörern in dem Colleg über mittelhochdeutsche Poesie zu[1]), mitten im schwäbischen Lande, das einst ein Saal des Gesanges war. Sollen wir über alles Bescheid wissen, nur nicht über das, was auf dem eigenen Boden geistig geblüht hat?"

Dieser Vorliebe für deutsche Stoffe im Allgemeinen und für schwäbische insbesondere, welche er sein ganzes Leben hindurch hegte, entsprangen nun in den Jahren 1810 bis 1847 die Gedichte, welche den Gegenstand der folgenden Untersuchung bilden sollen. Bevor wir jedoch an die Betrachtung der einzelnen Gedichte gehn, scheint es zweckmäfsig zu sein, nach Andeutungen des Dichters einen vorläufigen Einblick in seine Behandlungsweise von Sagenstoffen zu gewinnen.

Diese wird einmal durch seine Auffassung vom Wesen der Sage, anderseits durch seine Individualität bedingt. Ueber jene hat er sich als Dichter in folgendem schönen Bilde ausgesprochen: „Die Sage ist ein Lagerfass voll edeln, alten Weines; wann er angesetzt worden, weifs niemand mehr; jeder sonnige Herbst bringt ihm frischen Aufguss und vom ersten Stoffe ist wohl nichts mehr vorhanden, als der immer fortduftende Geist; draufsen aber auf den grünen Bergen thränen und blühen die Reben, und wenn sie blühen, gährt es auch innen im Fasse; blutrothe Trauben reifen und goldhelle; die Zeiten steigen am Weinberge geschäftig auf und nieder und tragen den neuen Gewinn herzu: indess fliefst unten rein und klar der goldene Quell und die Sänger sind die Schenken, die das duftige Getränk umherbieten"[2]). Diese Poesie in schlichte Prosa übertragen scheint den Sinn zu haben: die Sage enthält einen unzerstörbaren Kern; alles äufserliche, alle Thatsachen bilden die verschiedenen Zeitalter ihren Anschauungen und Bedürfnissen entsprechend nach freiem Belieben aus. Wenn diese Auslegung richtig ist, so ist nur schwer einzusehen, was jener Kern ist, und wie er fortbesteht, während der Stoff sich gänzlich ändert; ebenso schwer

[1]) S. Schriften Bd. I. S. 22.

[2]) S. Schriften Bd. I. S. 138.

ist freilich zu verstehen, dass der Geist (doch wol der des ursprünglichen Weines) fortduftet, während von ihm selbst vielleicht kein Tropfen mehr im Lagerfasse ist. Aber mit dem Dichter wollen wir nicht rechten, um so weniger, als wir seine Ansicht nicht kritisieren, sondern einfach feststellen wollen.

Wie er sich selbst poetischem Stoff gegenüber verhalte, spricht Uhland in einem Briefe an Seckendorf vom J. 1807 aus: „Wenn ich mich nach poetischem Stoff umsehe, so geschieht es ganz vorzüglich darum, weil blofs idealische Gestalten nicht so leicht vollkommene Objectivität erhalten, wie solche die dem Dichter schon lebendig entgegentreten, aber ihr höheres Leben erst von ihm erwarten. Er wird durch die letztern in angenehme Selbsttäuschung versetzt, sein unbestimmtes Schweifen erhält eine Begrenzung, seine peinigende Willkür wird gebunden, zwar nicht mit Fesseln, aber durch die Arme der Geliebten"[1]). Der Dichter soll also den Geist der Sage erfassen und ans Licht stellen und den Personen derselben höheres d. h. doch wol dichterisch idealisirtes Leben einflöfsen: „Diese Durchdringung und Vergeistigung des innersten Kerns, diese Erneuerung von innen heraus ist das dichterische Verfahren beim Gebrauch alter Sagenstoffe"[2]).

Die Art der Ausführung dieses Verfahrens, ja sogar die Möglichkeit desselben hängt nun freilich sehr von der Beschaffenheit der Stoffe ab. Bestehen dieselben in klaren, charakteristischen Situationen, getragen von Gestalten, „die dem Dichter schon lebendig entgegentreten", so hat derselbe verhältnismäfsig leichte Arbeit. Er hat die Form zu schaffen, hier und da durch einen Pinselstrich die etwa fehlende Deutlichkeit der Charakterzeichnung und der Situation herzustellen, hier und da einen Fleck zu tilgen, welcher die ursprünglich klare Bedeutung der Sage trübt, und das Gemälde ist fertig. Von den unten behandelten Gedichten gehören zu dieser Klasse Junker Rechberger, Graf Eberstein, Schwäbische Kunde, Graf Eberhard der Rauschebart, Lerchenkrieg und der letzte Pfalzgraf. Jedoch sind diese Gedichte nicht alle von gleicher Art; in den beiden letzten tritt eine Einwirkung der Natur auf Charakter und Handlungsweise der Menschen hervor, welche im letzten Pfalzgrafen historisch, im

1) S. Uhland. E. Gabe f. F. S. 34.

2) S. Schriften Bd. VII. S. 212.

Lerchenkriege vom Dichter hineingetragen ist, und diese bilden dadurch einen Uebergang zu den gleich zu erwähnenden Gedichten.

In vielen Fällen sind nämlich die Stoffe weder im Inhalte bedeutend, noch äufserlich weit und klar genug entwickelt; dann tritt bei Uhland seine innige, nie erkaltete Liebe zur Natur gestaltend und belebend ein, welcher er ja auch in vielen andern Gedichten einen warmen Ausdruck gegeben hat. „Allein in diesen spricht sich nicht blofs eine unbefangene Freude an der schönen Natur aus; diese wurde ihm zum Symbol der sittlichen Natur, er lieh ihr das Leben seines eigenen Gemüths, und machte die Landschaft, dem echten Maler gleich, zum Spiegel seiner dichterischen Stimmung. Wie aber die beseelte Landschaft die Merkzeichen menschlicher Existenz und die menschliche Gestalt als nothwendige Ergänzung fordert, so belebt und individualisirt auch Uhland das Bild der Natur durch den Ausdruck menschlichen Seins und Handelns"[1]). Dies ist auch, mit Ausnahme der allein stehenden „Geisterkelter", bei dem Rest der unten besprochenen Gedichte der Fall. So sucht der Dichter die Beschreibung der Ulme von Hirsau durch den Hinweis auf Luther zu vertiefen, stellt im Singenthal den Triumph der Cultur über das wilde, nur dem Jäger nutzbare Land dar und macht in der Glockenhöhle die Natur zur mitfühlenden Freundin des Menschen. Im Schenken von Limburg endlich tritt uns die, alle Herrlichkeit des Fürstenhofes gering achtende Freude am grünen Wald und an der fröhlichen Jagd in lebensfrischer Gestalt entgegen: der Schenk ist ein Mann nach dem Sinne Uhlands und aus dem Herzen geboren spricht er auch zum Herzen.

Die dichterische Behandlungsweise dieser Stoffe ist natürlich eine ganz andere als bei den Gedichten der ersten Art. Hier ist durch die Lokalsage die Phantasie des Dichters angeregt worden, in freier Thätigkeit ein selbständiges Gebilde zu schaffen; der Dichter ist durch den Stoff nur in geringem Grade gebunden; dieser ist nicht Grundlage, sondern nur Ausgangspunkt für das Gedicht.

Der Zweck der vorliegenden Arbeit ist nun, die den Gedichten zu Grunde liegenden Quellen anzuführen und durch die Vergleichung beider einen Einblick in die dichterische Thätigkeit Uhlands zu gewinnen. Bei dieser Vergleichung ist grundsätzlich alles ausge-

---

[1]) S. O. Jahn, L. Uhland S. 41 f.

schlossen worden, was allein auf der Verschiedenheit dichterischer und prosaischer Darstellung beruht und auch im Uebrigen ist mit solcher Beschränkung verfahren, dass Trivialitäten hoffentlich vermieden sind. Aufser den Hauptquellen sind auch, so weit es möglich war, Beläge für diejenigen Thatsachen gegeben, welche der Dichter aus anderen Quellen entnommen hat; ein sachlicher Commentar soll jedoch die Arbeit ebenso wenig sein, als sie *unmittelbar* für praktische Zwecke, etwa des Unterrichts bestimmt ist.

Es bleibt mir noch übrig, Herrn Professor Holland in Tübingen meinen besten Dank für einige werthvolle Notizen auszusprechen, welche er mir, obwol selbst mit einer ähnlichen Arbeit über Uhland beschäftigt, mit grofser Uneigennützigkeit überlassen hat; dieselben sind unter Nennung des Gebers gewissenhaft benutzt worden. Eine fernere Unterstützung ist mir durch die Güte des Herrn Professor Moriz Haupt geworden, welcher mir das wertvolle Buch: „L. Uhland. Eine Gabe für Freunde", welches die Wittwe des Dichters zur Verfasserin hat und nur als Manuskript gedruckt ist, zur Benutzung überlassen hat. Auch ihm spreche ich meinen ergebensten Dank aus.

Ich schliefse mit der dringenden Bitte, die Arbeit nicht anders lesen zu wollen, als mit den Gedichten Uhlands in der Hand.

---

1. Graf Eberhards Weissdorn.

13. October 1810 [1]).

Graf Eberhard II. im Bart von Wirtemberg (1459—96) machte im Jahre 1468 eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, welche vom 10. Mai bis zum 4. November dauerte. Dieselbe hat Zeller, Merkwürdigkeiten der Universität und Stadt Tübingen, Tüb. 1743 S. 263 ff. ausführlich beschrieben und bemerkt zum Schluss (S. 268): „Von der Reise nach Jerusalem muss ich noch eine Tradition beifügen, welche diejenige ist, dass er einen Dornzweig, von der Gattung, damit Christi Crone ist geflochten gewesen, mit sich aus dem gelobten Land gebracht, und in dem Einsiedel eingesteckt habe,

[1]) Die Data über die Abfassungszeit der Gedichte sind den neuesten Auflagen von Uhlands Gedichten, besorgt von Holland, entnommen.

daraus hernach derjenige Dornstrauch erwachsen seye, welcher von Zeit zu Zeit, ein Zeichen der Auf- oder Abnahme des Hochfürstlichen Hauses ist unter den Leuten gehalten worden; und darvon man noch jetzo etwas übriges vorzeiget, nachdem er zuweilen biss auf ein einiges Zweiglen abgegangen. Ob diese uralte Erzehlung und Tradition wahr seye, überlasse ich anderer ferneren Untersuchung. Dieses ist gewiss, dass ein solcher Hagdorn von seinen Zeiten an in Einsiedel in dem Schlössle oder sogenannten Stuten-Haufs gewesen ist, wie ihne Crusius (Annales Suevici) P. III. L. XII. c. 26 p. 342 ed. lat. p. 769 beschreibet, und zwar mit folgenden Worten: Daselbst ist ein anmüthiges Schlösslein, Stuten-Haufs genannt, und ein Hagdorn (Rubus caninus), der so grofs und ausgebreitet ist, dass er im Umfang 52 Ehlen hält und auf 40 steinernen Säulen ruhet; Niemand kann auch dessen Stamm umfassen; es sind auch schöne Reben um die Wände des Schlösslein gezogen u. s. w.“[1])

Das Schlösschen Einsiedel im Schönbuchwalde war ein Lieblingsaufenthalt Eberhards, hier weilte er oft mit seiner Gemahlin, der feingebildeten Barbara aus dem Hause Gonzaga, und in dem jetzt verschwundenen Kloster der blauen Mönche neben dem Schlösschen hat er auch seine letzte Ruhestätte gefunden. Der erste, welcher der Sage vom Weifsdorn Erwähnung thut, ist Fischart in seinem 1575 erschienenen Gargantua c. 39[2]): „Wie der Dornstrauch im Schönbuch von des Hertzogs Eberhard mit dem Bart Laubstraufs.“

Die oben angeführte Darstellung Zellers nun soll nach einer Mittheilung des Herrn Professor Holland wahrscheinlich die Quelle des Uhlandschen Gedichtes sein, eine Annahme, welche auf einem Briefe Uhlands an Alex. Kaufmann beruht, der zum Theil

[1]) Die ursprünglichen lateinischen Worte des Crusius lauten: Ibi castellum est amoenum, equarum domus (Stuthaufs) dictum. In quo est rubus caninus (ein Hagdorn) dilatatus et patulus ad 52 ulnas circumcirca, columnis 40 insistens lapideis, nec quisquam stipitem eius circumplecti (περιπηχύνεσθαι περιοργυιοῦσθαι) potest. Pulchrae quoque vites circum parietes castelli eductae etc. Crusius (geb. 1526, gest. 1607) war Prof. der lateinischen und griechischen Sprache in Tübingen. Er, der 7000 Predigten beim Anhören griechisch nachschrieb, konnte sich die Genugthuung nicht versagen, auch in seinen lateinischen Werken einzelne Worte oder Wendungen griechisch auszudrücken. Daher die eingeschobenen griechischen Brocken.

[2]) Citiert von Stälin, Wirtembergische Geschichte Bd. III. S. 555.

in dessen Anmerkungen zu Simrocks deutschen Sagen verwerthet, und vollständig in Herrigs Archiv Bd. 35 S. 476 f. abgedruckt ist. Hier sagt der Dichter: „Von Eberhards Weifsdorn weifs ich keine frühere Erwähnung der Sage anzugeben, als die in Zellers Merkwürdigkeiten ... Vergl. auch Sattlers Histor. Beschreibung d. Herzogth. Würtemberg II. S. 52. In Mart. Crusii Ann. Suev. III, XII p. 769 ist zwar der mächtige Hagdorn beschrieben, seines sagenhaften Ursprungs aber nicht gedacht.“ Hieraus ergibt sich deutlich, dass Uhland selbst sich nicht erinnerte, eine bestimmte Quelle für das Gedicht vor Augen gehabt zu haben, und in der That bin ich geneigter zu glauben, dass der Dichter auf mündlichem Wege Kunde von der Sage erlangt habe. Dieselbe scheint noch jetzt im Volke lebendig zu sein, wie sie denn Meier (Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttg. 1852 S. 348) nach mündlicher Erzählung aufgezeichnet hat; im Einsiedel werden offenbar die alten Erinnerungen mit Liebe bewahrt und gepflegt, wenn anders die Beschreibung der Oertlichkeit, wie sie ein ganz neuer Schriftsteller[1]) gibt, der Wirklichkeit entspricht und nicht etwa Crusius oder Zeller entlehnt ist. Derselbe sagt: „Durch engen Thorweg gelangt man in den kleinen Hof des Jagdschlösschens; wilde Reben überwuchern die zierlichen Galerien und in der Mitte steht als stattlicher Baum Graf Eberhards Weifsdorn, ein Wurzelschoss des ursprünglichen u. s. w.“ *Ich besuchte das Einsiedel am 15. Juli 1873. Es ist jetzt eine königl. Domaine und die kümmerlichen Reste des ehemaligen Jagdschlosses dienen dem Oberförster zu Wirthschaftsgelassen und bilden mit seinem Wohnhause einen rechten Winkel. In diesem ist ein Blumenrondel angelegt, in dessen Mitte der Weifsdorn steht, ein so stattliches Exemplar, wie es selten zu finden sein mag. Der Rest des Jagdschlosses ist ein zweistöckiges Haus, dessen Erdgeschoss Holzstall ist; zum oberen Stockwerk führt eine Wendeltreppe in einem alten runden Thürmchen empor in ein grosses Gemach, dessen Wände mit ganz verblassten, Jagdscenen darstellenden Fresken bedeckt sind, sicherlich nicht aus Eberh. mit dem Bart Zeitalter. An diesem Gemache läuft eine offene Galerie entlang mit einem Geländer von Holzsäulchen, von wildem Wein berankt. Dicht an dem Weifsdorn, da wo jetzt ein alter Steintisch steht, sollen Eberhards Reste

[1]) Paulus: L. Uhland und seine Heimat Tübingen. Berlin 1869 S. 41.

bis zu ihrer Ueberführung nach dem Chore der Stiftskirche zu Tübingen geruht haben.* Man erinnere sich ferner, dass das Einsiedel nur etwa zwei Stunden von Tübingen entfernt ist, dass es in der Jugend wie im Alter Uhlands höchste Lust war, im Feld und Wald umherzuschweifen und die heimatlichen Sagen kennen zu lernen, und man wird zugestehen müssen, dass die Annahme grofse Wahrscheinlichkeit hat, er habe die Sage, sei es bei einem Besuche im Schönbuch, sei es bei einer andern Gelegenheit erzählen hören.

Sei dem wie ihm wolle, jedenfalls prägte sich die Sage tief seinem Gemüte ein und trat unter Verhältnissen wieder hervor, unter welchen man es kaum hätte erwarten sollen. Im Jahre 1810 befand sich der angehende Rechtsgelehrte in Paris, dem Namen nach, um das französische Rechtswesen zu studieren, während er in Wirklichkeit den Tag über altfranzösische Heldengedichte aus den handschriftlichen Schätzen der Kaiserlichen Bibliothek abschrieb und des Abends zusammen mit Immanuel Bekker die Lusiaden und andre romanische Gedichte las. Mitten in dem Verkehr mit dieser glänzenden untergegangenen Heldenwelt, mitten in dem Gewühl der ungeheuren Stadt, welches ihn brausend umflutete, mag dann wol das friedlich stille Bild des heimatlichen Schönbuchwaldes mit seinen alten, wol bekannten Sagen vor seine Seele getreten sein und ihn mit sanftem Rauschen an die alte Zeit und an das ferne Land gemahnt haben. Einer solchen Stimmung — Heimweh hat man sie genannt*) — entsprang auch das vorliegende Gedicht, welches trotz der gröfsten Einfachheit in der Form, durch die gemütvolle Auffassung und warme Behandlung des an

*) Mit welchem Rechte sieht man aus dem gleichzeitigen Briefe an seine Eltern (Uhland, E. Gabe für Freunde S. 67): „Ich bin deshalb (weil die Bibliothek den ganzen September und einen Theil des Octobers geschlossen war) viel zu Hause und beschäftige mich mit Lesung des Maleville und mit Sprachen. Ich denke viel an Tübingen. Um zwölf Uhr, was immer durch einen Schuss auf dem Palais Royal angezeigt wird (Schlagen und Läuten hört man hier wenig, die Glocken wurden meist in der Revolution zerstört), stelle ich mir lebhaft vor, wie man sich jetzt in Tübingen an den Tisch setzt, wo ich dann noch vier Stunden zu warten habe. Ich denke mir dann die Schnutz (die Hauskatze), wie sie mit den Vorderfüfsen auf dem Tische steht und Luischen (der jüngeren Schwester) Complimente macht.“

sich unbedeutenden Stoffes immer den Beifall zartsinniger Gemüter erwerben wird. Das Gedicht hat er nach seinem Tagebuche am 13. October, Nachts zehn Uhr, fasst ganz im Palais Royal gedichtet[1]), wobei man unwillkürlich an eine Situation erinnert wird, ähnlich derjenigen, welche Otto Jahn in seinem inhaltreichen, geistvollen Vortrage über Uhland S. 28 schildert: „Er wandelte, wenn die Freunde abends im Palais Royal spazieren gingen, Mund auf Augen zu, ohne die ringsumwogende Flut von Versuchungen auch nur wahrzunehmen, und die Portiersfrau, welche ihm aufwartete, pries die Eltern glücklich, denen solch ein Kind geworden."

2. Junker Rechberger.

21. Februar und 2. März 1811.

Holland in Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage Bd. IV. S. 370 Anm. 3 gibt als Quelle des Gedichtes „Junker Rechberger" an: „Stockhausen, Mira praesagia mortis, das ist: Wunderliche Todes-Vorboten u. s. w." Helmstädt 1694. Hier heifst es S. 53 f.: „In Wendunmuth[2]) wird diese Geschicht von Junker Rechberger[3]) erzehlet, der ritte einmal in eine Nacht aus, etlichen guten Leuten ungebeten auf den Dienst zu warten, und verbarg sich biss nach Mitternacht in einer wüsten Kirchen. Als er sich nun vor Tage aufmachet nach dem Ort, da die ansgespähete Leute fürüber ziehen solten und unterwegen gewahr wird, dass er seine Streithandschu in der Kirchen auf einer alten Todtenbaar

---

[1]) S. L. Uhland. Eine Gabe für Freunde S. 73.

[2]) Wend Unmuth, darinn allerhand höfliche und lustige Historien Schimpffreden Beyspielen und Gleichnuss begrieffen u. s. w. durch Hanss Wilhelm Kirchhof. Frankfurt a. M. 1563. Neu herausgegeben von Hermann Oesterley, Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart Bd. XCV. — Die oben abgedruckte Geschichte ist ein, alles wesentliche enthaltender Auszug aus diesem Buche. Sie steht ferner aus anderer Quelle in Meiers deutschen Sagen aus Schwaben S. 145 f. und wieder aus andern Quellen, gekürzt und geändert, in den deutschen Sagen der Brüder Grimm I² S. 355.

[3]) Die Rechberger waren ein Raubrittergeschlecht in Oberschwaben. Andere Gespenstergeschichten von einzelnen Mitgliedern bei Grimm, deutsche Sagen I² S. 219 f. Meier, deutsche Sagen aus Schwaben S. 146 f.

vergessen, schickt er eilends den Knecht zurück, dieselbigen zu hohlen. Der kommt bald wieder und spricht, es möge ein ander die Handschu hohlen, denn es sitze ein feuriges Gespenst auf der Todtenbaar und habe beyde Handschu angethan und streiche einen über den andern aufs glatteste an. Darauf der Junker erzürnet zum Knecht spricht, was er für eine Memme sey, ob er sich unterstehen wolle einen Kerl anzugreiffen und doch so verzagt für einem Gespenst sey? Reitet also selbst zurück, lässet den Knecht das Pferd halten, gehet hinein und reifset sich mit dem Teuffel über die Handschu und erobert endlich dieselbige, reitet darnach wieder auf sein Posto. Unterdes bricht der Tag an und sahen die beyde einen schwartzen Hauffen Reuter gegen ihnen herträben, wichen derohalben auf eine Seite aus. Hinter diesen Zeug kömmt einer hernach getrabet und führet ein lediges Pferd an die Hand mit Sattel und allen woll staffiret, den fragt der Rechberger, wer die vorreitende gewesen? Er fragt weiter, wem dann das ledige Pferd zustehe? Darauf antwortet jener: Es gehört einen meines Herrn getreuen Diener, der heist der Rechberger, der soll heut über ein Jahr erstochen werden und dann darauf in sein Losement reiten. Damit ritte der Reuter fort. Rechenberger erschrack, wolte sich folgends bessern, gab seinen Knecht Pferd und Harnisch und ging in ein Kloster, darin sie ihn vor einen Layenbruder annahmen und über des Abts Pferde die Obsicht anbefohlen. Als er aber ein Jahr im Kloster gewesen, wird er eben auf diesen Jahr-Tag, an welchen er hatte seine Gesellschaft gesehen vorüberreiten, mit einen Stallbuben uneins und von denselben mit einer Heugabel erstochen."

Die Sage zerfällt in zwei nur äufserlich verbundene Theile, Rechbergers Kampf mit dem Geiste, welcher an das ähnliche Abenteuer Ohnefurcht erinnert (S. Uhland Schriften Bd. IV. S. 369 f. VII. S. 662 und sein Gedicht Richard Ohnefurcht 1.) und Rechbergers Todesbotschaft und Ende, worin sich Anklänge an Dietrichs von Bern Helleufahrt in der Wilkinensage finden (s. Uhland Schriften Bd. I S. 204, 208). Die in der Sage hervortretende Sinnesänderung des Rechbergers gab nun dem Dichter Gelegenheit, jene zwiespältige Auffassung solcher Gespenstergeschichten, jenes Schwanken zwischen finsterem Ernst und schauerlichem Scherz, welches er Schr. Bd. IV S. 369 zunächst als Character der normännischen Dichtungen hinstellt, auch in seinem eigenen Gedichte zur Anschauung zu bringen.

Im ersten Theile sehen wir den Ritter mit dem Geiste ohne jede Bangigkeit wie mit seines Gleichen sich herumschlagen und dann nicht ohne übermütigen Humor mit demselben verhandeln, über den zweiten Theil dagegen verbreitet das spukhaft verkündete, unabwendbar nahende Verhängnis und des Ritters Seelenangst dabei eine entschieden dunkle, schauerliche Färbung, welche nur durch den in der Schlussstrophe plötzlich wieder hervorbrechenden Humor erhellt wird.

Dies ist der allgemeine Charakter des Gedichtes. Im Einzelnen hat sich Uhland an seine Quelle genau angeschlossen und ist nur in zwei Punkten mit voller Ueberlegung von derselben abgewichen, um die Einheit der Composition zu schaffen, welche der Sage fehlt. In dieser nimmt der Rechberger dem Geiste die Handschuh nach hartem Kampfe ab und reitet mit ihnen von dannen, bei Uhland leiht er sie dem bezwungenen Geiste auf dessen Bitte mit den übermütigen Worten:

> Ein Jährlein ich sie dir gerne leih',
> So kann ich erproben des Teufels Treu',
> Sie werden wohl nicht zerplatzen
> An deinen dürren Tatzen.

In der Erzählung ist also jede Verbindung zwischen dem Junker und der Helle aufgehoben und sein Kampf mit dem Geiste steht mit den folgenden Ereignissen in gar keinem Zusammenhange; bei Uhland wird sein durch den Sieg aufs höchste gesteigerter Uebermut die Ursache seines Unterganges. Freiwillig gibt er dem Geiste einen Theil seiner ritterlichen Rüstung und damit Gewalt über sich selbst, wie denn nach altem Aberglauben der Mensch den Mächten des Todes und der Unterwelt verfällt, sobald Theile seines Leibes (Haare*), Nägel u. dgl.) oder seiner Kleidung in die Gewalt derselben geraten. Kaum hat der Rechberger seine Handschuhe auf ein Jahr verliehen, als er auch schon erfährt, dass er nach Ablauf desselben zum wilden Heer gehören werde; das Geisterross, welches ihn hierzu abholt, bringt ihm die Handschuhe wieder: dieselben haben ihn hinabgezogen. Auf diese Weise ist der Kampf um die Handschuhe, welcher in der Erzählung als unverbundene Episode dasteht,

*) Braut von Corinth.

in innern Zusammenhang mit dem Folgenden gebracht und die auseinanderfallende Darstellung einheitlich zusammengefasst.

Die zweite Abweichung von der Quelle betrifft die Todesart Rechbergers. Der Streit mit dem Stalljungen war dichterisch nicht gut zu verwenden, aber auch jede andere Todesart musste willkürlich oder zufällig erscheinen, welche nicht aus dem Vorhergehenden mit so zu sagen dichterischer Notwendigkeit folgte. Dies erkannte Uhland und half dem Mangel der Ueberlieferung auf die einfachste Weise ab. Der Junker hat das Ross gesehn, welches ihn zum wütenden Heere tragen soll; tief zerknirscht geht er ins Kloster und wartet daselbst der Pferde, was ist natürlicher und dichterischer als ihn durch jenes Geisterross sterben zu lassen? Der Helle hat er sich übermütig verpfändet und die Helle sendet folgerichtig das Werkzeug seiner Vernichtung herauf.

Durch diese beiden Aenderungen hat der Dichter für die äufsere Einheit der Handlung allerdings bedeutendes geleistet, der innere Zwiespalt in der Denk- und Handlungsweise des Helden, eine Folge der Verschmelzung zweier ursprünglich nicht zusammen gehöriger Sagen, ist und bleibt dagegen ungelöst. Er hätte nur gehoben werden können, wenn der eine oder der andere Theil der Sage geändert worden wäre, und hierzu hat sich der Dichter nicht entschlossen.

3. Graf Eberstein.

9. Januar 1814.

Uhlands unmittelbare Quelle ist, nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Prof. Holland, Gräters Idunna und Hermode 1812. Hier lautet die Geschichte S. 172 folgendermafsen:

Der Eberstein.

Eine hochherzige Geschichte! Kaiser Otto belagerte des Grafen Veste lange vergeblich. Eine Kriegslist sollte endlich bewürken, was die Kraft nicht that. Graf Eberstein wurde zu einem Turnier und Tanz nach Speyer eingeladen. Er erschien und zeigte sich auch da als den mannlichen Ritter im Kampf und Tanz. Die Kaisertochter, deren Leib er eben umschlang, verrieth ihm während des Tanzes den heimlichen Anschlag auf seine Burg. Eberstein verliefs in der

Nacht den Tanz und war mit Tagesanbruch wieder der Vertheidiger seiner Veste. Kaiser Otto fand den Ritter bewundernswerth und die Hand der Prinzessin, die ihm schon das Herz geschenkt hatte, war von beiden Seiten der Kampfpreis und das frohe Ende der langen Belagerung[1]).

Neue Züge hat der Dichter dieser Darstellung nicht hinzugefügt, die vorhandenen sind mit geschickter Hand neu belebt worden und geben, in den dactylischen Tanzrhythmen leicht dahineilend, ein Bild voll von Anmuth und Humor, dessen Mittelpunkt die lebenswarme Gestalt des ebenso tanz- wie kriegskundigen, im Ernst und Scherz gleich gewandten Grafen ist.

4. Schwäbische Kunde.

6. December 1814.

Dies Gedicht ist höchst wahrscheinlich aus den Annales Suevici des Crusius*) geschöpft, wo es Pars II. S. 501 heifst: „In hac expeditione (dem Kreuzzuge Friedrich Barbarossas) fertur Alemannus quidam corpore ingenti et invicto robore praeditus populares suos longo intervallo secutos pedetentim incessisse, trahendo equum ex itinere fatigatum. Qui a quinquaginta Saracenis eminus sagittis incessitus, scuto et firmo thorace tectus, animi securus iter suum nihilominus persecutus est. Cum autem quidam ex hostibus audacior adequitans cominus eum gladio percussisset, Alemannus ille valida heroicaque manu ambos equi hostilis pedes anteriores ictu aliquo (ἐπιδοχμίως) amputavit. Equitis mox equo collapso adhuc insi-

[1]) Dieselbe Sage erzählt anders und viel weitläufiger Crusius, Annales Suevici Pars II lib. IV c. 3 und nach ihm Grimm, deutsche Sagen II². S. 150.

*) S. die Recension im Litterarischen Centralblatt [1873. N. 24. S. 751 f. Hier wird verwiesen auf Uhland Schriften VIII S. 84: Ueber die ungeheuern Hiebe der Kreuzfahrer in Kaiser Friedrichs I. Heere s. Wilken [Geschichte der Kreuzzüge] 4,122, Anm. 136: „Dass es aber nicht ungegründete Prahlerei ist, wenn die deutschen Schriftsteller behaupten, dass die Türken durch die ungeheure Tapferkeit der deutschen Ritter in Furcht und Angst gebracht worden, beweist das Zeugniss des Nicetas" — welches bei Wilken übersetzt ist. Boxberger spricht seine Meinung hier dahin aus, dass Wilken so gut wie Crusius als Quelle Uhlands gelten könne.]

dentis caput, pectus, ventrem, ipsam etiam equi sellam dissecuit uno gladii ictu ita ut iumenti quoque dorsum vulneraverit. Sic apud Choniatam[1])."

Ich halte diese Darstellung für Uhlands Quelle aus zwei Gründen: einmal stimmt keine der andern angeblichen Quellen, welche von Götzinger und Boxberger an den in der Anmerkung citierten Orten angezogen werden, in so vielen Einzelheiten mit der Uhlandschen Darstellung überein, als die des Crusius. Allen fehlt der sehr bezeichnende Zug, dass der Schwabe nicht eher aus seiner Seelenruhe gebracht wird, als bis ihn einer der Türken mit dem Säbel (*cominus*) angreift und dass er dann, gewissermafsen zur bequemeren

---

[1]) Mit den letzten Worten bezieht sich Crusius auf den Byzantinischen Schriftsteller Nicetas aus Chonae, welcher u. a. die Geschichte des Kaisers Isaac Angelus geschrieben hat. Da dieser gewöhnlich (z. B. von Kaufmann zu Simrocks deutschen Sagen; von Götzinger, deutsche Dichter Bd. I S. 518; von Boxberger in Gosches Archiv f. Literaturgeschichte II S. 270) als Uhlands Quelle angeführt wird, so lasse ich der Vergleichung wegen seine Darstellung im Corp. script. histor. Byz. ed. Bekker S. 543 folgen: *Κατὰ δὲ τὴν ἀνάβασιν ταύτην λέγεταί τινα Ἀλαμανὸν πελώριον τὸ σῶμα, τὴν ἰσχὺν ἀπαράμιλλον, τῶν ὁμοφύλων ἐπὶ πλεῖστον ἀπολειφθῆναι, καὶ τὸν μὲν ἀνειμένοις στέλλεσθαι ποσίν, ἐκ τοῦ χαλινοῦ τὸν ἵππον ἐφέλκοντα τῇ ὁδοιπορίᾳ κεκμηκότα, τῶν δ' ἐξ Ἰσμαὴλ ἀθροισθῆναι περὶ αὐτὸν ὑπὲρ τοὺς πεντήκοντα, κρατίστους ἅμα πάντας καὶ τὰς οἰκείας τάξεις ἀπολιπόντας. οἱ μὲν οὖν ὡς ἐς κύκλωσιν αὐτὸν διειληφότες περιετόξευον, ὁ δὲ τῷ εὐρεῖ σάκει σκεπόμενος καὶ τῇ τῶν ὅπλων θαρρῶν στεγανότητι γεγηθὼς ἐπορεύετο, ἀτίνακτος κατὰ πρῶνα ἢ πρόβολον τοῖς τοῦ βαρβαρικοῦ ἐκείνου ξυλλόγου βλήμασι καὶ ὢν καὶ δεικνύμενος. ὡς δὲ ἐκείνων τις γενναῖόν τι δράσειν ὑπὲρ τοὺς ἄλλους ἐπαγγειλάμενος ἀπέθετο μὲν τὸ τόξον ὡς οὐκ ὀνήσιμον, τὴν δ' ἐπιμήκη μάχαιραν ἐξερύσας καὶ τὸν ἵππον ἐς δρόμον ἀνεὶς ἀγχωμάλως καὶ ἐνώπιος ἐνωπίῳ τῷ Ἀλαμανῷ ἐπεβάλετο μάχεσθαι, αὐτὸς μὲν ὅσα καὶ ἀκρώρειαν ὄρους ἢ ἀνδριάντα χάλκεον ἔπαιε τὸν Ἀλαμανόν, ὁ δὲ τὸ ξίφος σπασάμενος παχείᾳ καὶ ἡρωικῇ χειρὶ βριθὺ καὶ μέγα καὶ στιβαρὸν πλήττει τὸν ἵππον ἐπιλοχμίως περὶ τοὺς πόδας, καὶ ἄμφω τοὺς ἐμπροσθίους ὡς οὐδ' ἀγροῦ τις χόρτον ἀπέτεμεν. ὡς δ' ἐπὶ γόνυ κλιθεὶς ὁ ἵππος ἔτι τὸν ἀναβάτην ἐρειδόμενον εἶχε τῇ ἐφεστρίδι ἐκτείνας ὁ Ἀλαμανὸς τὸν βραχίονα κατὰ μέσης τῆς τοῦ Πέρσου κόρσης τὴν σπάθην κατήνεγκεν. ἡ δὲ τῇ οἰκείᾳ τε ἀντιτυπίᾳ καὶ τῇ τοῦ φέροντος γενναιότητι οὕτως ἀξιοθαύμαστον εἰργάσατο τὴν τομήν, ὡς τὸν μὲν πληγέντα διαιρεθῆναι διχῇ, κακῶς δὲ καὶ τὸν ἵππον ἐς τὸν νῶτον παθεῖν διαπτάντος τὴν ἀστράβην τοῦ πλήγματος, τοὺς δὲ λοιποὺς Πέρσας τὴν τοιαύτην θέαν καταπλαγέντας μηκέτι ἀποθαρρῆσαι τὸν μεθ' ἑνὸς πόλεμον. καὶ οἱ μὲν οὕτως, ὁ δὲ ὡς λέων πεποιθὼς τῇ οἰκείᾳ ῥώμῃ οὐκ ἐπέτεινε τὴν πορείαν, ἀλλὰ βάδην ὁδεύων περὶ ὀψίαν τοῖς ὁμογενέσι προσέμιξεν ἔνθα ηὐλίσαντο.*

Halbierung des Türken erst dem Pferde die Vorderfüfse abhaut. Hierzu kommt, dass sich Uhland, wie die Besprechung des folgenden Gedichtes mit Sicherheit zeigen wird, gerade um diese Zeit eingehend mit dem Crusius beschäftigt hat, während dies bei den andern angeblichen Quellen nicht nachweisbar ist. Fraglich könnte meines Erachtens nur sein, ob er nicht vielleicht den Nicetas selbst vor Augen gehabt habe; aber auch diese Frage glaube ich verneinen zu müssen, da das Gedicht nichts enthält, was im Nicetas, nicht aber im Crusius stände und da auch hier die Benutzung des wolbekannten Crusius an sich wahrscheinlicher ist, als die des entlegenen Byzantiners.

Das Uhlandsche Gedicht ist nach allgemeinem Urteil eins seiner besten und verdankt diese Beliebtheit, abgesehen von einzelnen poetischen Schönheiten, im wesentlichen wol der Harmonie zwischen Inhalt und Form. Die Geschichte ist eine Anekdote, wie sie im Zeitalter der Kreuzzüge häufig entstanden, und es muss als ein glücklicher Griff des Dichters bezeichnet werden, dass er für dieselbe Versmafs und Stil der Reimchroniken wählte, welche ihm aus Hans Sachs*) und aus der normännischen Reimchronik des Wace wol bekannt waren und in welchen er sich schon früher (vgl. Richard Ohnefurcht und in Bezug auf die Darstellung auch Taillefer) mit Glück versucht hatte. Die wahre Wiedergeburt des alten Stoffes wurde aber erst dadurch bewirkt, dass das in der Sage mehr angedeutete als ausgeführte Bild des Helden durch Hervorhebung der für ihn charakteristischen Eigenschaft der schweigsamen Tüchtigkeit[1]) zu lebensvoller Plastik herausgearbeitet und in eine Umgebung versetzt wurde, deren Darstellung durch Frische und liebenswürdigen Humor jeden Deutschen anmutet und zugleich durch dialektische Formen und den frei hinzugedichteten Schluss an die spezielle Heimat des Helden erinnert.

---

*) Dass er diesen früh kannte und schätzte, zeigt sein Brief an K. Mayer vom 22. April 1808 (Mayer, Uhland und seine Freunde I S. 82).

[1]) Götzinger a. a. O. S. 518 bemerkt freilich zu den Worten Uhlands: Die sahen nun mit gutem Bedacht u. s. w. — „im Gegensatz zu dem unbedachten und zornmüthigen Schwaben.“!

5. Graf Eberhard der Rauschebart.*)

20. Juni bis 4. Juli, 10. 11. Juli 1815.

Unter den schwäbischen Grafen[1]), welche in der Mitte des 14. Jahrhunderts die Machtlosigkeit des Reiches und die allgemeine Rechtsunsicherheit zur Gründung einer von Kaiser und Reich unabhängigen Hausmacht benutzten, ragten neben den Helfensteinern und Oettingern namentlich Eberhard und Ulrich von Wirtemberg hervor. Beide Brüder waren 1344 gemeinschaftlich zur Regierung gelangt, und namentlich der ältere bis zur Gewaltthätigkeit eigenmächtige, aber wo es Noth that auch staatskluge und schmiegsame Eberhard liefs es sich angelegen sein, in den ewigen Kämpfen der Parteien durch Bündnisse, welche um hohen Lohn geschlossen, um höheren ohne Bedenken gebrochen wurden, durch Kauf oder auch durch Gewalt seine Herrschaft zu erweitern. Bedeutende Unterstützung bei diesen Bestrebungen gewährte ihm das Amt der Niederschwäbischen Landvogtei, welches seit König Albrechts Thronbesteigung bei dem Wirtembergischen Hause war und demselben das Recht gab, im Namen des Kaisers über die Aufrechterhaltung des Landfriedens zu wachen. War dieses Amt bei der Menge raub- und fehdelustiger Ritter einerseits und bei der sich immer steigernden Macht der schwäbischen Städte anderseits kein leichtes, so bot es doch seinem Inhaber fortwährend Gelegenheit, sich auf Kosten der streitenden Parteien selbst zu erheben, und in der That finden wir denn auch Eberhard fast stets in offener oder stiller Feindschaft mit den Raubrittern oder den Städtern. Aber erst der 1366 erfolgte Tod seines Bruders setzte ihn in den Stand, mit ganzer Macht seine ehrgeizigen Pläne zu verfolgen, und schon im folgenden Jahre finden wir ihn in eine hartnäckige Fehde verstrickt, welche erst nach 18 Jahren beigelegt wurde[2]).

Schon im Jahre 1354 hatte sich Eberhard eine Art Anwart-

---

*) Vgl. Mayer, Uhl. II S. 43; vgl. auch S. 51.

[1]) Diese ganze Uebersicht ist ein Auszug aus den betreffenden Partieen von Stälins Wirtembergischer Geschichte Bd. III. Wörtliche Entlehnungen sind durch Anführungsstriche kenntlich gemacht.

[2]) Für das Folgende vgl. Stälin III S. 299 ff.

schaft auf Besitzungen der Grafen Wilhelm und Wolf von Eberstein zu verschaffen gewusst. Diese, fehdelustige Raubritter, mit ihren Helfern, namentlich mit Wolf von Stein zu Wunnenstein (bei Beilstein), genannt der glifsende Wolf, welcher Eberhard beschuldigte, er habe ihm sein väterliches Erbe genommen, standen jetzt wider diesen auf und suchten sich durch einen kecken Handstreich der Person des verhassten Gegners zu bemächtigen. „Ohne Argwohn befand sich im Frühjahr 1367 Graf Eberhard mit seiner Gattin und seinem Sohne Ulrich, dessen Gemahlin und Kinde gerade im Wildbad seiner Gesundheit zu pflegen, als von ihrem angrenzenden Gebiete her die Grafen von Eberstein, der eben genannte Wolf von Wunnenstein und manche Glieder der Gesellschaft, welche sich Martinsvögel nannte, ihn, ohne vorher einen Absagebrief zu schicken, überfielen. Auf solche Weise überrascht, hätten Graf Eberhard und sein Sohn sich gefangen geben müssen, wären sie nicht von einem Bauern noch so zeitig gewarnt worden, dass sie bei Nacht über den steilen Gebirgsrücken hin, in die drei Stunden entfernte Burg Zavelstein flüchten konnten.“ Kaum in Sicherheit bot der ergrimmte Eberhard den Landfrieden auf, sogar die schwäbischen Reichsstädte leisteten, so wenig dies sonst vorkam, Zuzug und so schritt man nach der Eroberung von Strauhenhard schon im Sommer 1367 zur Belagerung der Hauptfeste der Gegner Neu-Eberstein. Aber die Burg war fest und die Geduld der Belagerer kurz. Namentlich der Eifer der Städter erkaltete schnell und ihre Schaaren zogen bald plündernd und sengend nach Hause. Eberhard sah sich genötigt die Belagerung aufzuheben und betrachtete nicht mit Unrecht die Treulosigkeit der Städter als die Ursache des Misslingens. So gesellte sich zu der aus allgemeinen Verhältnissen hervorgehenden Spannung zwischen den beiden Parteien noch ein persönlicher Grund zur Feindschaft auf Eberhards Seite und, vorläufig aufser Stande, sofort Rache zu nehmen, wartete er ruhig eine Gelegenheit ab. Diese fand sich denn auch. Die Städter, durch die fortwährend sich neu bildenden Ritterbünde, unter welchen damals die Gesellschaften mit dem Schwerte und von der Krone die bedeutendsten waren, in Misstrauen und Schrecken versetzt, schickten 1372 an Eberhard eine Gesandtschaft, um Aufklärung über die Absichten jener Bünde zu erhalten. Aber sie wurde unfreundlich und ohne allen Trost abgewiesen, und als nun gar um dieselbe Zeit der Hauptmann des oberschwäbischen Land-

friedens Ulrich von Helfenstein von einigen Rittern überfallen und gefangen gesetzt wurde, loderte der Groll der Städte gegen Eberhard, welchen man als den Urheber dieser Gewaltthat betrachtete, in hellen Flammen auf. Sie griffen zu den Waffen, wurden aber am 7. April 1372 auf der Alp, fünf Stunden nördlich von Ulm, zwischen Altheim und Weidenstetten, gänzlich aufs Haupt geschlagen. Zwar wurde im August desselben Jahres durch die Vermittlung König Karls ein Vergleich zwischen den kämpfenden Parteien hergestellt, aber ein dauerhafter Friede konnte nicht zu Stande kommen, weil die Städte dem König ebenso misstrauten als Eberhard. Und nicht mit Unrecht. Denn zur Erwerbung der Mark Brandenburg, welche im J. 1373 erfolgte, brauchte Karl sehr viel Geld und legte, da er es von den reichen Städten am leichtesten zu erlangen hoffte, denselben harte Schatzungen auf, welche um so so gröſsere Misstimmung hervorriefen, als mit ihrer Beitreibung ihr erbittertster Feind Eberhard betraut wurde. Zwar wichen sie jetzt noch dem Drange der Notwendigkeit, erneuerten aber im Jahre 1376 ihr altes Bündnis[1]), „einander beizustehen und zu helfen gegen jeden, mit Ausnahme des heil. Reichs, der sie bei ihren Rechten und Freiheiten bekümmern, angreifen oder drängen würde, es wäre mit Schatzung, Verpfändung oder mit anderem, und verpflichteten sich, wenn eine Ermahnung vom Kaiser an sie ergehe, nur gemeinschaftlich zu handeln." Die Ausnahme des heil. Reichs war eine politische Phrase, denn gegen Kaiser und Reich war das Bündnis in erster Linie geschlossen, wie die gleich folgenden Ereignisse deutlich zeigen. Karl IV. suchte um diese Zeit die Anerkennung seines Sohnes Wenzel als römischen Königs und zukünftigen Kaisers von den deutschen Fürsten durch schwere Opfer an Geld und Gütern zu erlangen, und verpfändete zu diesem Zweck im August 1376 die Städte Weil, Esslingen und Gmünd und mehrere Dörfer mit allen Rechten, Nutzungen, Steuern u. s. w. dem Grafen Eberhard. Sofort traten die bedrohten Städte dem schwäbischen Bunde bei; dieser beschloss, mit aller Macht das drohende Unheil abzuwenden, und der Krieg begann. Dieser bestand nach der Sitte der damaligen

[1]) Der Bund der schwäbischen Städte für sich (mit Ausschluss der Herren) erscheint zuerst, aber schon hier als sehr bedeutend, selbst gegenüber dem Landfrieden in einer Urkunde vom 11. Mai 1346. Vgl. Stälin III S. 232 Anm. 1.

Zeit in wechselseitigen Raub- und Plünderungszügen, bei welchen mit Feuer und Schwert gewütet, Vieh geraubt, Felder und Weinberge greulich verwüstet und viele Menschen getödtet oder in Gefangenschaft fortgeschleppt wurden. Der bedeutendste Zusammenstofs fand am 21. Mai 1377 bei Reutlingen statt, wo der Sohn Eberhards, Graf Ulrich aufs Haupt geschlagen und mit Hinterlassung vieler Todten zur Flucht nach der Feste Achalm genötigt wurde. Dieser Sieg wurde für beide Parteien folgenschwer. König Wenzel, welchem von seinem damals in Brandenburg weilenden Vater die Ordnung der schwäbischen Angelegenheiten übertragen worden war, hielt es für geraten, mit den Städten, von deren Macht er so eben ein glänzendes Beispiel erhalten hatte, Friede und Freundschaft zu schliefsen. Aufserdem suchte er eine Hauptursache der ewigen Fehden wegzuräumen, indem er unter Mitwirkung seines Vaters dem Grafen Eberhard die Landvogtei Niederschwaben abnahm, und brachte 1378 zu Nürnberg eine Waffenruhe zwischen den Streitenden zu Stande, welche 10 Jahre dauerte. Inzwischen rüstete man sich beiderseits zu neuem Kampfe. Die Städte verstärkten sich 1377 durch die Aufnahme von 18 neuen Mitgliedern, so dass der Bund nun 32 Reichsstädte umfasste, Eberhard aber schloss sich 1379 an das damals aufkommende, zum Schutz wider die Städte geschlossene Bündnis der Herrn vom Löwen an, worauf die unterdessen bis auf 38 angewachsenen schwäbischen Städte 13 rheinische und 5 schweizerische Städte in ihr Bündnis aufnahmen, so dass sie nunmehr zu den bedeutendsten Vereinigungen innerhalb des zerstückelten deutschen Reiches gehörten. Die am 9. Juli 1386 bei Sempach erlittene Niederlage des Herzogs Leopold von Oesterreich mit der Blüte des süddeutschen Adels trug auch das ihre zur Erhöhung des Selbstgefühls auf der einen, des Misstraueus und der Rachbegier auf der andern Seite bei: es bedurfte nur des leisesten Anstofses, um den lange vorbereiteten und beschlossenen Entscheidungskampf zum Ausbruch zu bringen. Diesen Anstofs gaben die Herzöge von Baiern, indem sie den Erzbischof Pilgrim von Salzburg, welcher sich dem Städtebunde angeschlossen hatte, gefangen nahmen, worauf am 17. Januar 1388 Ulm im Namen aller Städte den Herzögen von Baiern und damit dem Adel im Allgemeinen den Krieg erklärte. Jetzt galt es vor allem, die Kräfte der einzelnen Glieder des Städtebundes möglichst schnell zu concentrieren und namentlich

auch den Zuzug der rheinischen Städte ungesäumt heranzuziehn. Zu diesem Zwecke sollte zuerst der Graf von Wirtemberg, durch dessen Territorien die Verbündeten getrennt wurden, überwältigt werden. Bei Döffingen trafen im August 2800 Städter und 2600 Bauern Eberhards nebst einer Menge von Fürsten und Herren auf einander. Nach heftigem Kampfe, in welchem Ulrich, der Sohn Eberhards seinen Tod fand, wurden die Städter geschlagen, mehr als 500 fielen, gegen 400 wurden gefangen. So theuer Eberhard den Sieg erkauft hatte, so bedeutsam waren auch die Folgen desselben. Bei der lockern Natur der Bündnisse in der damaligen Zeit genügte eine Niederlage, dieselben zu sprengen und so wurde auch durch die, nach unseren Anschauungen unbedeutende Schlacht bei Döffingen die Macht des schwäbischen Städtebundes, welcher schon im Gefühl seiner Macht Kaiser und Reich zu trotzen wagte, thatsächlich gebrochen und Eberhard konnte vier Jahre später (15. März 1392) sein thatenreiches Leben mit dem Bewusstsein beschliefsen, die Städte durch diesen Sieg dauernd gedemütigt zu haben.

Unter seinem Enkel und Nachfolger Eberhard dem Milden (1392—1417), welcher sich 1380 mit Antonia, der Tochter des Beherrschers von Mailand, Barnabo Visconti vermählt hatte, traten friedlichere Zeiten ein. Die Städte, welche sich von dem empfangenen Schlage nicht wieder erholen konnten, suchten in Frieden mit dem milden Herren zu leben und so schloss er schon 1394 mit 13 schwäbischen Städten ein Schutz- und Trutzbündnis, welches auch für ihn von Wichtigkeit war, da der Kampf mit den Schleglern bevorstand. „Es hatten nämlich, dem Landfrieden zum Hohn, viele Adlige in Schwaben und am Rhein in der Absicht, fürstlicher Landesherrschaft entgegenzuarbeiten, eine Gesellschaft gebildet, welche sich die „mit dem Schlegel" nannte und sich unter Hauptleuten, genannt Schlegelkönige, zusammengeschart hatte. Diese Gesellschaft, wenn gleich Glieder derselben Strafsenraub trieben, hatte, da sie auf der andern Seite auch Hilfe bot, sogar Städte, wie Worms und Speier vermocht, dass sie sich vorübergehend ihr anschlossen. Bei der Gefahr, welche aber immer von ihr her drohte, sannen die Fürsten, die bedeutenderen Herren und die Mehrzahl der Städte auf ihre Vernichtung." „Im Sommer 1395 „lagen" die Schlegler „stark" zu Neuenbürg, Heimsheim, Berneck und Schenkenzell, von welch letzterem Ort sie auf die Stadt Rotweil

und den Grafen Eberhard von Wirtemberg Angriffe machten. Der Graf, unterstützt von den Städten, rückte zunächst vor Heimsheim, wo im festen Schlosse drei Schlegelkönige, Wolf von Stein und Reinhard und Friedrich von Enzberg mit ihren Scharen zu kräftigem Widerstande entschlossen zu sein schienen. Da steckten die Wirtemberger am 24. September mit Feuerpfeilen den Ort in Flammen, worauf sich die Belagerten meist durch die Flucht retteten. Sechs Edle, worunter die drei Schlegelkönige — bei denen der Volkswitz, um das Kartenspiel voll zu machen, noch den vierten vermisste — geriethen jedoch in des Grafen Gefangenschaft."

Dies sind die historischen Begebenheiten, welche dem Uhlandschen Balladenkranze von Eberhard dem Rauschebart zu Grunde liegen, als Quellen zu seinen Gedichten hat Uhland selbst nach einer Mittheilung des Herrn Prof. Holland in seinem Tagebuche*) Crusius, Sattler und Spittler verzeichnet. Wir werden jedoch im Folgenden sehen, dass die Darstellungeu dieser drei Männer in sehr verschiedenem Maſse benutzt worden sind und dass ihnen mit der höchsten Wahrscheinlichkeit noch Trithemius hinzugefügt werden muss.

Der Ueberfall im Wildbad.

Nach einem tadelnden Blick auf die seichte Tagespoesie, welche in Weisser und Haug vom Cottaschen Morgenblatte ihre Hauptvertreter hatte, spricht der Dichter in der Einleitung die Absicht aus, würdigere Stoffe zu besingen und die alte Heldengestalt des Greiners aus ihrem Grabe wieder erstehen zu lassen.

Da das erste Gedicht „der Ueberfall im Wildbad" sich nur zum Theil auf Quellen zurückführen lässt, so erscheint es zweckmäſsig, dafür eine Vermutung über die ursprüngliche Veranlassung zur Bearbeitung dieses Stoffes vorauszuschicken.

Im Februar 1811 besuchte Uhland auf der Rückreise von Paris seinen Freund Justinus Kerner im Wildbad und berichtet darüber an Karl Mayer unter dem 23. Februar 1811[1]): „Von da (Karlsruhe)

*) S. die Recension im Litt. Centralblatt, [wo (1873) S. 752 aus Uhlands Brief an K. Mayer vom 2. Sept. 1815 Pfisters Geschichte von Schwaben citiert und mit Pezold in Herrigs Archiv XXXIII S. 28 als Uhlands Hauptquelle angesehen wird.]

[1]) S. L. Uhland. E. Gabe für Freunde S. 75. Mayer, a. a. O. I S. 171.

ging ich zu Kerner und blieb vierthalb Tage bei ihm. Ungeachtet es die meiste Zeit regnete, waren wir doch recht gut beisammen. Wir hatten uns so viel zu sagen, theilten uns unsere Papiere mit, setzten uns ins Bad, machten, wenn es möglich war, kleine Spaziergänge an dem wilden Strome hin, machten uns mit der Redaction des Almanachs zu schaffen." Nun ist es wahrscheinlich, dass Kerner schon damals mit seinem Büchelchen über das Wildbad[1]) beschäftigt war, dessen Vorrede, also der doch wol zuletzt geschriebene Theil, vom letzten November 1811 datiert ist. Zwischen dieser kleinen Schrift und dem Uhlandschen Gedichte finden sich nun so viele Berührungspunkte, dass ein Zufall ausgeschlossen ist und vielmehr eine genaue Bekanntschaft des Dichters mit derselben angenommen werden muss. Hier die Beweise.

Ob zu Eberhards Zeit der Weg von Stuttgart nach dem Wildbad über Hirsau führte, weifs ich nicht, jedenfalls sagt Kerner S. 84: „die von Stuttgart aus in das Wildbad reisenden Gäste führt eine neuangelegte Chaussee nun an Hirsau vorüber" und gibt dann eine Beschreibung des einst so berühmten Klosters. Das Gasthaus zum Spiefs zeichnet sich nach S. 79 „durch treffliche Bereitung der Speisen und die Lage auf dem Marktplatze aus." Die Sage von der Entdeckung der Heilquellen wird S. 68 nach Gallus Etschenreuter so erzählt: „die warmen Quellen des Wildbades seyen ehemals aus wildem Land in einen runden See hervorgekommen, und durch ein wildes Schwein, das in ihm seine Wunden ausgewaschen, und dem ein Jäger durch die Wildniss nachgefolgt, seye dieser See und seine warmen Quellen entdeckt worden."[2]) Von dem Ueberfall des Greiners endlich lesen wir S. 70: „Im Jahre 1367 besuchte Graf Eberhard der Greiner von Würtemberg dieses Bad. Matt von so vielen Kämpfen wollte der Greis im friedlichen Thale bei heilenden Quellen seine Glieder stärken, hatte sein eisernes Kleid und sein rostiges Schwert ruhend niedergelegt, da überfielen plötzlich mehrere schwäbische Ritter, von dem Grafen von Eberstein angeführt, mit Ungestüm das Städtchen Wildbad und kaum rettete sich noch der Graf, durch einen armen Hirten geleitet, der ihn

---

[1]) Das Wildbad im Königreich Würtemberg beschrieben von Dr. Andreas Justinus Kerner. Tübingen. Heerbrandt 1813.

[2]) Vgl. Meier, deutsche Sagen aus Schwaben S. 349.

über Felsen und Untiefen über den Kappelberg hin, auf dem Rücken trug, auf die Feste Zavelstein. Der Graf liefs, nach Crusius, auf diese seine Rettung eine Gedächtnissmünze prägen. Auf der einen Seite erblickt man ein Kreutz, auf der andern eine Hand. Nach dieser Zeit wurde das Wildbad mit einer Mauer umgeben." .

Es soll aus dieser Uebereinstimmung zwischen dem Kernerschen Buch und dem Uhlandschen Gedicht keineswegs gefolgert werden, dass das erstere die Quelle des letzteren sei, sondern nur, dass der Aufenthalt an dem Orte der Sage und die Besprechung derselben mit dem Freunde in dem Dichter die Ueberzeugung von der poetischen Verwendbarkeit derselben wach gerufen habe und der Anlass zu seiner eigenen Bearbeitung geworden sei, da ihm die im Almanach für 1812 von Kerner gegebene („Von Würtemberg Graf Eberhard") nach Auffassung und Ausführung nicht genügen mochte.*)

Dass bei dieser Annahme zwischen der ersten Idee zu diesem Gedichte und der Veröffentlichung des ganzen Balladenkranzes vier Jahre liegen, kann nur Denjenigen wundern, welcher die Sorgfalt Uhlands auch in dichterischen Dingen nicht kennt. Es war stets sein Bestreben, in historischen Gedichten ein möglichst getreues Colorit herzustellen und zu diesem Zwecke studierte er die einschlägigen Quellen, benutzte sie aber natürlich nicht als Historiker, sondern nach poetischem Bedürfnis. So folgte er Crusius (Kerner), indem er gegen die glaubwürdigere Ueberlieferung der andern Historiker (Sattler, histor. Beschreibung d. Herzogt. Würt. S. 169, Spittler, Gesch. Würt. S. 30) den Greiner nicht von seinem Sohne Ulrich begleitet sein lässt. Hätte er diesen mit hineingenommen, so würde er neben dem Hirten, der seinen Vater trug, keine besondere Rolle gespielt haben; diese Art der Rettung aber durfte er, wie wir sehen werden, unter keiner Bedingung aufgeben.

Den Wolf von Wunnenstein als zweiten Anführer fand der Dichter bei Sattler a. a. O., in den andern Quellen nicht; er wurde im Hinblick auf das letzte Gedicht aufgenommen. Die Wappen der beiden Hauptleute sind historisch und können aus Crusius genommen sein, welcher Anu. Suev. Pars II lib. IV. c. 3 S. 109 über die

*) Vgl. Mayer, Uhl. I S. 175.

Entstehung des Ebersteinschen Wappens folgendes erzählt: „Longo tempore post [Otho] Caesar suum sororium Romam misit ad Pontificem. Qui cum Dominica Laetare, quae Rosarum dominica nominatur, ibi esset, ac Pontifex Rosam in processione ferret, eam postea albo in panno huic Eberstainio donavit: nempe rubram rosam cum caeruleo sapphiro in eius medio. Hanc secum ad socerum detulit Brunswigam, qui eam in posterum honorificum insigne Ebersteiniae domus esse iussit, rubram scil. rosam in planitie alba cum sapphiro in medio. Antea namque pro insignibus gestaverant nigrum aprum in campo aurato super petra viridi."

Ueber das Wappen des Wunnensteiners bemerkt Crusius (III, VI, 2 S. 310): „In clypeo autem Wunnenstainiorum erant tres secures, drey Beihel"[1]).

Die Art, wie der Greiner gerettet wurde, überliefert Crusius (Pars III lib. V c. 8) zwiefach: „Anno 1367 erat discordia inter comitem Wirtembergensem Eberhardum et comites de Eberstain. Cumque Wirtembergensis quodam die in Thermis sylvestribus esset, Eberstainius comes occulte cum exercitu venit speravitque, se adversarii compotem inibi fore. Is vero a rustico noctu per sylvas in loca tuta eductus periculum evasit. . . . Alibi legitur, comitem Wirtembergensem insidiis ab hoste appetitum a quodam homine per ardua tergo elatum esse. Ideo ad memoriam rei nummum argenteum cudisse, in cuius uno latere crux esset, in altero verò manus. . . . Postea locus Thermarum circumdatus muro est.

Es darf nun wol als bekannt vorausgesetzt werden, dass das

---

[1]) Hier mag der Schluss des Aufsatzes von Klunzinger über den alten Recken in den Württemberg. Jahrb. 1851 Heft 2 S. 53 ff. einen Platz finden: „Wolf starb 1413 am 9. November und wurde an der Seite seiner ersten Frau in der Magdalenenkirche zu Beilstein beigesetzt, wo noch sein Bild, freilich sehr verstümmelt zu sehen ist. Da steht er, klein von Statur, aber stämmig, das Haupt, die Rechte und ein Theil der Füfse sind abgeschlagen, doch beugt er sich noch kühn vor *mit dem Schlegel* (Hammer) *auf der Brust und im Gürtel*, mit der Linken fasst er sein Wappen, worauf drei Beile sind, zu seinen Füfsen liegt ein Wolf oder eine Löwin." Hieraus ergibt sich, dass der Schlegel sowol Abzeichen als Waffe war. Wenn Götzinger S. 531 „von den *silbernen* Keulen oder Schlägeln, womit sie *bewaffnet* waren" spricht, so ist das eine der unüberlegten Aeufserungen, welche der Abschnitt über Uhland enthält.

Gedicht 1815 d. h. zur Zeit des Wirtembergischen Verfassungsstreites geschrieben ist und dass die Strophe

> Da denkt der alte Greiner: Es thut doch wahrlich gut,
> So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut.
> In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich echt:
> Drum soll man nie zertreten sein alles gutes Recht.

eine deutliche Anspielung enthält auf die durch Aufhebung der alten und Octroyierung einer neuen Verfassung bewirkte Vernichtung des alten guten Rechtes, für welches Uhland in seinen politischen Gedichten (vgl. besonders 1. 3. und 10.) und sonst in Wort und Schrift energisch eingetreten war. Die zweite Ueberlieferung des Crusius gab nun dem Dichter Gelegenheit, die Treue des Volkes in ihrer herrlichsten Gestalt und ihren Wert für den Fürsten in der Stunde der Not zu schildern und aus diesem Grunde hat er die zweite Ueberlieferung der ersten vorgezogen.

Die drei Könige zu Heimsen.

Aus der historischen Uebersicht ging hervor, dass die diesem Gedichte zu Grunde liegende Begebenheit gar nicht mehr unter Eberhard des Greiners Regierung, sondern erst ins Jahr 1395 fällt. Indessen haben wir es hier nicht mit einer Erfindung des Dichters zu thun, sondern sehen ihn nur einer Ueberlieferung folgen, welche, wenn auch historisch unrichtig, für seine Zwecke allein brauchbar war.

Der unkritische Tritheim [1]) erzählt die Belagerung von Heimsheim zweimal, zuerst im unmittelbaren Anschluss an den Ueberfall im Wildbad, dann richtig im Jahre 1395. Uhland ist dem ersten Berichte gefolgt, weil er so in den ersten beiden Gedichten den Greiner im Kampfe mit den Rittern darstellen konnte, das eine Mal unterliegend, das andere Mal siegreich. Er ist aber Tritheim und keinem Andern, namentlich auch nicht Crusius III, VI, c. 5

---

[1]) Eigentlich Johannes Trithemius d. i. aus Tritteuheim, geb. 1462 gest. 1516 als Benedictinerabt in Wirzburg. Im Chronicon Hirsaugiense, welches er unter dem Titel Annales Hirsaugienses erweiternd überarbeitete und bis zum J. 1513 herabführte, reihte er an die Begebenheiten des Klosters Hirsau, um deren Bearbeitung ihn dortige Aebte angingen, die Geschichte Deutschlands und der Nachbarländer. S. Stälin Einleitung zum 3. Bd. der Wirtemb. Geschichte S. 10.

S. 319 oder Sattler a. a. O. II S. 241 bei der Schilderung der Begebenheit selbst gefolgt, da sich nur zwischen ihnen Uebereinstimmung in Einzelheiten findet, auf welche wir durch gesperrten Druck aufmerksam machen, und da sich namentlich das Witzwort des *Bauern* am Schluss nur bei Tritheim findet.

Dieser sagt Ann. Hirs. p. 254 Tom. II Sanct Gallen 1690 unter dem Jahre 1367: „In unum igitur cum memorato comite de Eberstein convenientes (sc. nobiles) magnum adunaverunt exercitum, tres sibi capitaneos constituentes, quos et Reges nominabant . . . . Cumque in oppido Heimsheim essent congregati in pago Wiringoe dicto haud procul ab oppido regali Wila et in comitem Eberhardum crastino exercitum ducere statuissent, tum comes ipse consilio cautus noctu contractis ex multitudine rusticorum copiis cum auxilio civium oppidi regalis Esslingen, quod eius sequebatur partes, prima luce memoratum oppidum Heimsheim obsidione cinxit et ne cui pateret egressus, diligenter observavit. Comes autem de Eberstein, nobiles et viri pugnatores, qui intus erant omnes, cum viderent se ab Eberhardo praeventos, eius mirabantur audaciam et consilio inter se habito rem aggredi fortiter omnes statuerunt *lapides et tela per murum in exercitum Wirtembergensium continue iacientes.* Comes vero praecepit rusticis suis, quorum ingens multitudo aderat, ut ligna de proximo nemore multa comportarent et muris oppidi per girum apponerent *immissisque naphta et pice succenderent.* Quod obsessi de intus cernentes pacem a comite petunt, qua certis sub conditionibus concessa, ab impugnatione oppidi cessarunt, *per unam portam inclusis exeuntibus.* Cumque de oppido *per ordinem* (unus post alium steht unter d. Jahre 1395 S. 299) nobiles exirent captivi et imprimis illi tres capitanei exercitus, qui se nuncupaverant Reges, quidam rusticus de parte Eberhardi, homo facetus cum aliis iuxta portam dixit: Ha, quam bene factum est, ecce tres veniunt *reges, si quartus adesset, integrum chartae haberemus ludum.*“

Uhland hat sich im wesentlichen an seine Quelle angeschlossen und abgesehen von Veränderungen, deren Ursache sich aus der Verschiedenheit dichterischer und prosaischer Darstellung von selbst ergibt, hat er nur die Verknüpfung mit dem ersten Gedichte durch mehrfache Hinweisungen auf dieses herzustellen gesucht.

Die Schlacht bei Reutlingen.

Die Quelle zu dem Gedichte ist höchst wahrscheinlich Crusius Ann. Suev. Pars III lib. V c. 11: „Clades anno 1377 comitis Wirtembergensis et nobilium inter castellum Achalmam et oppidum Reutlingam cruenta accidit. . . . Nocte, quae eum diem (14. Mai) praecedebat exivere cives Reutlingenses cum sociis numero DCC, ut praedam facerent et Wirtembergensi domino nocerent. Venere matutino tempore ad oppidum Uracum, rapuerunt, quae poterant; in revertendo per Uracensem vallem pagum Tettingam exusserunt agricolis aliquot caesis, ante prandium capita pecoris CCC agebant, ipsique alii ex oppido Reutlinga exeuntes aggregabantur. Ibi Ulricus Wirtembergensis comitis Eberhardi filius circum montem de arce Achalma descendit cum multis fortibus et armatis viris (232 hastatis circiter) comitibus et baronibus, equitibus auratis et nobilibus, ut praedam civibus eriperet, imo ut si fors ita ferret, etiam cum iis improviso in oppidum invadens id occuparet. Descenderunt proceres inter suburbium et S. Leonhardi sacellum in pratis et agris ex equis ac pedites rem gerebant. Verum plures, qui in oppido erant, interea *οὐκ ἀλαοσκοπιὴν ἔχοντες*, per quandam portam, quae alias clausa tenebatur, celeriter excurrere suisque fortiter succurrere. Ibi acerrima pugna coorta, nobilitas inter hostes priores et posteriores intercepta devicta est ac multi heroes et praeclari viri ceciderunt.“ Nun folgt eine lange Liste der Gefallenen, unter ihnen auch die von Uhland erwähnten, nämlich: „Graf Friedrich von Zorn (Zollerensis) und Salzburg, Ritter, genannt vom Eselsberg. Graf Ulrich der Schärer, Pfalzgraf von Tübingen, Herr zu Herrenberg. Fuit ultimus eius loci. Graf Hans von Schwartzenberg. Herr Götz (Gottfridus) der Schoderer von Wieschheim (al. Weissenheim), Ritter. Vexillifer tunc fuerat. Berchtoldus de Sachsenhaim miles et filius eius Fridericus[1]). Wendus ex Franconia, miles.

---

[1]) Uhland bemerkt zu diesen beiden:

> Die liegen still beisammen in Lilien und in Mohn.
> Auf ihrer Stammburg wandelt von Alters her ein Geist,
> Der längst mit Klaggeberden auf schweres Unheil weist.

Nach Götzinger a. a. O. 527 sind Lilien und Mohn Wappenzeichen der von Sachsenheim. Ich habe hierüber nichts entdecken können. * S. die Rec. im Litt. Centralblatt [1873. S. 752: „In die Bemerkung über die von Sachsenheim wäre noch hinzuzufügen, dass Uhland selbst (Schriften II S. 246) das

Joannes de Lustnow[1]). — Veniebant postea publica fide et pace Reutlingam multi officiales et scutigeri, qui suos heros quaerebant nec omnes reperiebant. Hi dicebant desiderari octoginta sex proceres equites et nobiles. Plures tamen, quam supra scripti[2]) asportati ex civitate non fuerunt iique abluti et alba veste induti. Addebant multos esse vulneratos. Horum aliquot in arcem Achalmam a Wirtembergicis portati fuere. Non autem volebant sinere Reutlingenses avehi quemquam, nisi quem suus servus nominasset. . . . Illustris vero comes Ulricus Wirtembergensis vulneratus equo vix in arcem Achalmam evaserat[3]). . . . Anno 1378 Eberhard Wirtembergensis

Wappen derselben, „zwei Hörner", angiebt. Uhlands Roman „Hermann von Sachsenheim" sollte doch wohl den Verfasser der „Mörin" (Schriften II S. 219 ff.) zum Helden haben."] * Das Sigel des Hermann v. S., welches Sattler Histor. Beschreibung Wirtembergs S. 232 beschreibt und abbildet, zeigt keine Spur von obigem Wappen. Die Sage, auf welche Uhland hier anspielt, kann ich nicht belegen, weifs auch nicht, ob der Roman Hermann von Sachsenheim, den Uhland in einem Briefe an K. Mayer vom 9. Sept. 1809 unter Hinzufügung einiger Romanzen daraus als seine neuste Arbeit erwähnt, hiermit zusammenhängt. Vgl. K. Mayer, Uhl. u. s. Freunde I S. 134 ff.

[1]) Crusius Ann. Suev. liber paralipomenos p. 43: Addam hoc quoque: eorum quidam nuncupati fuere Mortui de Lustnovia. Nobilis enim quidam Lustnovius quondam pro mortuo elatus et depositus noctu rediit vivus, linteo quo exportatus fuerat amictus. Qui vix ab uxore receptus postea liberos adhuc quinque genuit, qui appellati sunt „die Todten von Lustnaw". Ueber diesen seltsamen Beinamen hat Uhland eine besondere Abhandlung: „die Todten von Lustnau" in Pfeiffers Germania 8 S. 66 ff. (Schriften Bd. VIII S. 451 ff.) drucken lassen, in welcher er nachweist, dass der Ausdruck „die Todten" (genauer „die Todtensöhne") eigentlich soviel bedeute, wie die Söhne einer widergeborenen oder freigewordenen Mutter. Dagegen s. Liebrecht German. N. F. I, 161 ff. — * Im Sitzungsbericht des Vereins für die Geschichte Berlins vom 12. April 1873 (Sonntagsblatt der Voss. Zeitung 4. Mai 1873): „I. J. 1785 ertheilte Friedrich d. Gr. dem Hans Heinrich Arnold v. Beeren die Erlaubnis, das Wappen der Freiherrn von Hagen, sonst „Geist" genannt, zu führen und den Namen Geist von Beeren anzunehmen. Dieser Arnold Geist v. Beeren war der letzte des Geschlechts von Beeren." Die Beerens waren Besitzer von Gross-Beeren. *

[2]) Und das sind, wie Uhland seiner Quelle folgend richtig angibt, „mehr denn sechzig" d. h. zwischen sechzig und siebzig.

[3]) Die Sage über die Entstehung des Namens Achalm, welche Uhland hier anführt, kann ich genau in dieser Gestalt nicht nachweisen. Crusius, Ann. Suev. lib. paralip. p. 15, welcher die Erbauung der Burg durch die Brüder Egino und Rudolf weitläufig beschreibt, erwähnt nichts davon. Ich vermute, dass Uhland das Gedicht von Schwab im Sinne hatte, welches dieser im

comes clade, quae ante Reutlingam accepta erat, dolebat. Unde perhibetur mappam mensae inter se et filium intersecuisse[1])."

* Die Wappen der Gefallenen, welche nach Uhland auf den Fenstern des Rathhauses zu Reutlingen abgebildet sein sollen, existiren nicht mehr, wie ich bei meinem Besuche in Reutlingen am 16. Juli 1873 erfuhr. Auch Uhland hat sie schwerlich noch gesehn, denn das alte Rathhaus ging bei dem grofsen Brande am Anfang des 18. Jahrh. zu Grunde.* [Pfister Geschichte von Schwaben II 2, 139 f. erzählt, dass die Wappen zu Reutlingen angemalt stehen; vgl. die Rec. im Litt. Centralblatt 1873. S. 752: „Besonders „die Schlacht von Reutlingen", wie auch Pezold a. a. O. [in Herrigs Archiv XXXIII] S. 43 bemerkt, scheint Spuren dieser Quelle zu verrathen." — „Jedoch sieht man leicht, dass Pfister nicht die einzige Quelle sein kann."]

Die Hauptabweichung, welche sich Uhland von seiner Quelle erlaubt hat, war dichterisch unbedingt notwendig. Die Aufzählung der Gefallenen war an der Stelle, wo sie Crusius hat, nicht wol anzubringen, da sie die Handlung zu stark unterbrochen hätte,

---

Morgenblatt 1815, also in dem Jahre unseres Gedichtes, N. 89 als N. 1 der „Proben Würtembergischer Sagen" *(dann in seinem Buche „Die Neckarseite der Schwäbischen Alb". Stuttg. 1823 S. 78 f., wiederholt in seinen Gedichten, Ausgabe von 1851 S. 362 f.)* veröffentlichte. Hier wird der letzte des Geschlechtes belagert und vertheidigt sich tapfer; endlich gerät das Schloss in Brand, er stürzt hinaus in die Feinde und wird tödtlich verwundet —

Doch was er rief in letzter Noth,
Das halbe Wort, Ach, Allm —
Das hat gewiss getönt vor Gott
Als wie ein ganzer Psalm.

Ja selbst dem Feinde klang es schön
Das ernste Scheidewort,
Er baute frisch auf jenen Höhn
Und hiefs Achalm den Ort.

Meier, deutsche Sagen aus Schwaben S. 344, führt andere Erklärungen des Namens an und setzt hinzu: „dass Einer sterbend noch habe sagen wollen: Ach Allm-(ächtiger) und dass daher der Name rühre, scheint eine gelehrte Ableitung zu sein. Der Volkserzählung ist sie auch jetzt noch ganz unbekannt." Ist dies richtig, so dürfte auch die Ermordung des Ritters als weitere Erfindung des Dichters zu betrachten sein.

[1]) Dies war im Mittelalter eine Strafe für Vergehen von Edelleuten, s. Grimm Rechtsalt. S. 713 citiert von Stälin a. a. O. Bd. III S. 322.

andererseits mochte der Dichter sie nicht ganz fortlassen, weil sie zur Veranschaulichung der Bedeutsamkeit der Niederlage wesentlich beiträgt. Er wählte daher mit sicherem Takt den einzig richtigen Weg, uns die Gefallenen im Leichenzuge, also in Bewegung, am Schlusse des Gedichtes vorzuführen und zwar nur die vier vornehmsten und noch drei andere, deren Namen er etwas charakteristisches hinzuzufügen wusste: ich glaube wenigstens, dass dies der einzige Grund zur auszeichnenden Hervorhebung der Sachsenheimer und des Herrn von Lustnau ist. Mit der Aufzählung der Todten ist das Lied von der Schlacht bei Reutlingen eigentlich zu Ende, der Schluss, welchen der Dichter im Einklange mit dem epischen Charakter dieses ganzen Balladenkranzes hinzugefügt hat, wirkt an sich drastisch und weist auch von dieser Seite den Leser auf die Schwere der erlittenen Niederlage hin, anderseits aber lenkt er seinen Blick auf den Greiner, welcher, als Mittelpunkt des Ganzen, doch auch in diesem Gedichte füglich erwähnt werden musste.

Die Döffinger Schlacht.

Crusius Ann. Suev. Pars III lib. VI c. 2 S. 308: „Post conflictum, qui apud Reutlingam anno 1377 acciderat, in quo tres illustres perierant Comites cum multa nobilitate, animi Urbicorum creverant. Foedus utrinque factum erat: civitatum Suevicarum cum Rhenensibus, comitum Wirtembergicorum cum principibus civilibus et ecclesiasticis aliquot. Hinc utrinque praedando urendo occidendo plurimum malorum illatum, donec etiam hoc 1388. anno Christi praelio iuxta Imperiale oppidum Wilam 3 milliaribus a Tybinga Pfortzhaimum versus ad Wyrmum fluvium situm decertatum est, quod nunc describemus ex Nauclero, Munstero, Mutio et mscr. chartis.

Invaserant Augustani, Ulmenses aliaeque civitates mense Augusto in Wirtembergiam; quam dire populando Toeffingam prope Wilam pervenerant, pagum Wirtembergicae ditionis [1]). Erat ibi coemeterium more vetere satis munitum, in quod metu belli res suas aratores contulerant (ἐσκευαγωγήκεσαν) et id praesidio tenebant. Eum locum obsidere coeperunt Urbici et expugnare bonisque eius potiri

[1]) Döffingen, theilt mir Herr Prof. Holland mit, ist nicht untergegangen, wie Rudolf und Goldbeck im Schillerlexikon S. 192 sagen, sondern besteht noch.

nitebantur. De suorum igitur periculo commonitus Comes Eberhardus mature auxilio profectus est, comitatus seniore Rupertino Palatino Rheni, iuniore Marchione Badensi. Burggravio Noribergensi, comitibus item Oetingensi, Helffenstainio, Bitschensi, Katzenelnbogenio, Episc. Herbipolensi et aliis. Subveniens autem, Leonbergam versus contendit, inde in hostes. Habebant hi equitatum DCCC lancearum, Eberhardus vero equites DC et bis mille suae ditionis pedites. Ventum est ad manus et praelium. Ibi cum proceres ad pedes descendissent, generosus comes Ulricus, ut cladem Reutlingensem, XI annis ante acceptam resarciret (*ἵνα τὴν πρὶν ἧτταν ἀναπαλαίσειε*) et patri Eberhardo virtutem suam probaret, inter primos heroice pugnat, sed brevi lethaliter vulneratur viribusque defectus concidit simulque aliquot alii. Prima namque coitio acerrima esse solet. Sublatus ipse mox a proximis aufertur, in trunco arboris amputatae collocatur, sed cito animam deo reddidit. Continuatur interea praelium, licet animi Wirtembergicorum tanti ducis casu languescerent. Innotescit filii obitus patri. Hic vero tantum aberat, ut animo frangeretur, ut statim populari lingua ad suos inclamaret: Erschrecket nicht! Er ist, wie ein anderer Mann! Stehet tapffer! Siehe die Feindt fliehen! Quid trepidatis? State viriliter! Ecce fugiunt hostes! Dixit simulque ipse gladio dextra sinistraque grassans *ἐκθύμως ἠγωνίσατο*, summa fortitudine incurrit in obstantes. Hostibus trepidatio iniecta, respexerunt in tergum, quisnam suorum fugeret. Ibi vero, cunctis Eberhardinis acerrime incumbentibus ordines Urbicorum turbati sunt, ipsi fugerunt, principibus gloriosam sed non incruentam victoriam reliquerunt.... quae pridie divi Bartholomaei, die Dominico mane coepto proelio, contigit. ... Victor Eberhardus, qui luctum filii in praelio prudenter celaverat, noctu dolorem interfecti non amplius dissimulare potuit (non sinebat inditus natura amor patriam consistere mentem) sed illum ut unicum serio iam lugebat. Postridie vero laetum accepisse dicitur nuntium, pronurum suam Antoniam peperisse filium, ex Ulrici Comitis beatae memoriae filio Eberhardo Miti conceptum. Tunc gratias Deo agens fertur exclamavisse: Sey es Gott gelobt! Fink hat wider Samen![1])

[1]) Der Sinn dieses vielfach missverstandenen Ausspruchs ist, wie mir Herr Prof. Holland schreibt: „Fink hat wieder zu fressen“, d. h. im übertragenen Sinne: „Man kann wieder getrost in die Zukunft blicken.“

Victoria huius pugnae secundum deum non minimum etiam accepta referenda est cuidam laudato seni Wolfio vel Wolfgango de Winnenstein antiquae nobilitatis stirpe nato, cui nobili ab armorum splendore, quo exultabat, agnomen erat: der gleifsend Wolf. Hic ab adolescentia rei militari deditus variis exercitus fuit bellis. Inter alios labores Eberhardum quoque Wirtembergensem, illum Greinerum, Rauschenbartum etiam appellatum inimicum habuit, idque per longum tempus nec sine periculis et difficultatibus. Attamen cum huic hosti suo bellum cum civitatibus arduum et propinquum esset, operam ei suam obtulit contra eas. Re a consiliariis comitis deliberata, cum homo videretur suspectus, amice ei gratiae sunt actae: comiti enim satis virium contra hostes suppetere. Quievit ergo Wolfius. At cum adesse iam ingens comiti periculum ab urbicis, qui Toeffingae esse ferebantur, cognovisset, ibi ipse *οὐδαμῶς μνησικακῶν*, minime priorum offensionum ratione habita, turmam equitum, quantam potuit, sponte sua collegit ac Toeffingam subsidio cucurrit et perquam opportune atque in ipso articulo discriminis adfuit. Comite namque Ulrico interfecto animi principum et exercitus eorum labascebant. Sed tamen non solum illustri Eberhardo fugam hostium clamante, verum etiam fulgido hoc Wolfio (*τοῦ στίλβοντος λυκοσθένους*) admotis generose equo calcaribus incurrente, pro deum! quanta subito *περιπέτεια*, fortunae commutatio facta est! Victoria illis, qui iam in manibus eam habere videbantur, extorta est insperato, ipsique terga verterunt. . . . Agnovit beneficium Eberhardus, beneficium ab hoste in tempore praestitum, gratias pleno ore agit, ad proficiscendum secum Stutgardiam humaniter invitat. Proficiscar, inquit Wolfius, experiar tuam benignitatem. Verum enim vero, cum iam ad sesquimilliare una progressi essent, ibi repente Gleissenwolfius: Satis mihi processum est, inquit, vale Comes Eberharde, repetemus postmodum, quae antehac inter nos exercuimus studia. Gute Nacht, es steht im alten Rechten. Simul cum dicto equum in gyrum calcaribus egit, sinistrorsum se proripuit, domum iter intendit. Quo in itinere obvium habuit proximi vici, cui nomen Zuffenhusae est, gregem, cuius bonam partem ipse et comites itineris *ἀπετέμοντο* secum abegerunt. Agricolae igitur Stutgardiam properant, quid accidisset sibi a quibusdam raptoribus quiritantes exponunt. Risit Comes Eberhardus: Ha ha senex ille lupus carnes ad coquinam suam rapuit. Das alt Wölflin hat einmal

ein Kochfleisch geholt. , . . . Fuit quoque longo tempore post praelium arbor magna illis in locis desecta et intra eam reperta panoplia vel armatura, in qua erant ossa alicuius, qui e fuga effugiens intus se abdiderat, aut in arborem fortassis ascendens eo deciderat nec amplius eluctari potuerat.

Auch in diesem Gedichte hat Uhland sich streng an seine Quelle gehalten, nur die Hilfeleistung des Wunnensteiners ist organisch in die Haupthandlung eingefügt und durch die Worte in Str. 4

> Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab' sein nicht begehrt:
> Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst verehrt."

eine äufserliche Beziehung zu dem „Ueberfall im Wildbad" hergestellt.

Der Grundcharakter dieses ganzen Balladenkranzes ist episch, was eine natürliche Folge des engen Anschlusses an die vorliegenden Stoffe ist. Wo diese nicht ausreichten, hat der Dichter ganze Theile frei hinzugedichtet, wie im ersten Gedicht, oder durch Hinzufügung charakteristischer Züge, wie namentlich im dritten, in episch bequemer Darstellung ein möglichst getreues Bild der Personen und Zustände zu geben versucht. Hierbei hat er jedoch nie seiner Phantasie freien Spielraum gelassen, sondern durch Anlehnung an vorhandene Sagen und Berücksichtigung der Oertlichkeit eine bestimmte historische und lokale Färbung erreicht. Auch die Wahl des Versmafses kennzeichnet die Gedichte als episch: es ist die Nibelungenstrophe, aber rein iambisch und mit stets drei Hebungen in der letzten Halbzeile, eine Form, welche schon in den Rosengartenliedern vorherrscht. Diese Strophe ist freilich ungleich einförmiger, als die voll und schön ausklingende ältere, und wenn Götzinger a. a. O. S. 523 mit Rezug darauf sagt: „die Eintönigkeit hat Uhland durch den Gebrauch des Mittelreims in dem hintern Reimpaare zu mildern gesucht", so muss diese Bemerkung in hohem Grade befremden, da in sämmtlichen 74 Strophen nicht mehr als 8 Mittelreime, 3 im ersten und 5 im zweiten Reimpaare sich finden. So sehr daher die Annahme des rein iambischen Ganges durch den Charakter der neuhochdeutschen Sprache und Metrik bedingt erscheint, so wenig dürfte dies prinzipielle Aufgeben der vierten Hebung im letzten Halbverse der Strophe eine glückliche Wahl genannt werden können. Vielmehr wäre das Beibehalten einer festen

geschlossenen Strophe um so wünschenswerther gewesen, als der oben betonte epische Grundzug der Gedichte keineswegs rein gehalten, sondern mit lyrischen Elementen reichlich versetzt ist, wie schon die Theilung in mehrere in sich abgeschlossene, zum Theil, wie 3 und 4, ganz unverbundene Bilder, ferner das häufig sprungweise Fortrücken der Handlung und das Hervortreten des Dichters mit seinen Gefühlen und Anschauungen zeigt.

Alle Ansprüche, die, wie wir in der Einleitung sahen, Uhland an poetische Stoffe stellte, fand er durch die vorliegenden befriedigt. Hier war der Grundzug jener wilden Zeit, das ewige Ringen ungebändigter Kräfte mit einander, in aller wünschenswerten Klarheit ausgedrückt; hier fand er Gestalten, so originell und scharf gezeichnet, dass zu ihrer dichterischen Belebung wenig Zuthaten nötig waren. Vor allen der alte Greiner, ergraut in Kämpfen, aber auch in Listen, hart wie Eisen gegen den besiegten Sohn, aber in echter Vatertrauer an seiner Bahre knieend, unversöhnlicher Feind der stolzen Städter und Raubritter, aber ein starker Hort seiner Bauern, in welchen er die wahren Stützen seiner Herrschaft erkannte und welche doch damals ebenso wie heute beim Streite der Grofsen stets die Schläge bekamen. Neben ihm das ritterliche Bild Ulrichs, welcher mit seinem Herzblute die Schmach der Niederlage abwäscht, und die köstliche Gestalt des Wunnensteiners, eines Raubritters von echtem Schrot und Korn, voller Lust an kühnen Reiterstücken und von so grimmigem Hass gegen die Pfeffersäcke, dass er gegen sie selbst seinem Feinde zu Hilfe kommt; aber auch nur gegen sie, denn sobald der Sieg errungen ist, steht zwischen ihm und Eberhard wieder Alles im alten Rechten. Hauptsächlich aber auf dem Reiz dieser Persönlichkeiten beruht die Beliebtheit, deren sich die Gedichte erfreuen.

6. Der Schenk von Limburg.*)

28. 29. September 1816.

Das Gedicht hat, wie Uhland selbst in dem oben S. 60 f. erwähnten Briefe an Alexander Kaufmann mittheilt, „keinen bestimmten Sagengrund und ist veranlasst durch eine Figur in der Kirche zu

*) Vgl. Mayer, Uhl. 2, S. 56.

Gaildorf und die Deutung derselben aus der Phantasie J. Kerners." In dieser Angabe befremdet, dass von einer „Figur" die Rede ist, da es selbst einer so fruchtbaren Phantasie, wie der J. Kerners schwer gefallen sein möchte, aus einer einzelnen Figur eine Geschichte, ähnlich der im Gedichte erzählten, herauszuspinnen. Da es jedoch interessant schien, über die Sache Aufklärung zu erhalten, wandte ich mich an den Herrn Reallehrer Schwenk und später an den Herrn Dekan Ammon, beide zu Gaildorf, mit der Bitte um Auskunft und erfuhr von beiden Herren, welchen ich für ihre Freundlichkeit hiermit meinen besten Dank sage, übereinstimmend, dass irgend ein Denkmal, welches den Inhalt des Uhlandschen Gedichtes etwa wiedergäbe, weder gegenwärtig in Gaildorf existiert, noch nach dem Urteil gewiegter Altertumskenner jemals existiert habe. Die Kirche ist 1868 bis auf den Grund niedergebrannt, so dass jede weitere Nachforschung abgeschnitten ist. Mit diesen wenig tröstlichen Nachrichten könnte ich mich begnügen, füge jedoch noch einen Einfall hinzu, den ich eben als nichts weiter zu betrachten bitte, den aber möglicher Weise ein glücklicherer Forscher verwerten kann.

Die älteste italienische Novellensammlung unter dem Titel le cento novelle antiche enthält unter c. 23 eine Geschichte, deren Inhalt Uhland Schr. Bd. I S. 498 mit diesen Worten anführt: „Kaiser Friedrich (von Hohenstaufen) gieng auf die Jagd, in grünen Kleidern, wie seine Gewohnheit war. An einer Quelle fand er einen Müfsiggänger, der ein schneeweifses Tischtuch über das grüne Gras ausgebreitet und seinen Becher mit Wein nebst feinem Brote vor sich stehen hatte. Der Kaiser näherte sich ihm und sprach ihn um einen Trunk an. Der Müfsiggänger sprach: Womit soll ich dir zu trinken geben? An diesen Becher darfst du den Mund nicht setzen. Hast du eine Jagdflasche bei dir, so werde ich dir gerne geben. Der Kaiser erwiederte: Leih' mir deinen Krug und ich will so trinken, dass ich meinen Mund nicht daran bringe. Jener gab ihm den Krug und der Kaiser trank, wie er versprochen. Aber er gab den Krug nicht zurück, sondern spornte sein Ross und ritt mit demselben davon. Der Müfsiggänger bemerkte wohl, dass es einer von den Rittern des Kaisers sein müsse. Den folgenden Tag ging er an den Hof u. s. w." Hier erhält er seinen Krug zurück und wird reichlich beschenkt „um seiner Reinlichkeit willen."

Uhland erwähnt diese Anekdote in der Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, deren Manuskript in den Jahren 1820—25 geschrieben ist (s. d. Vorrede zu Bd. I der Schriften S. XI). Dies hindert aber natürlich nicht anzunehmen, dass er die cento novelle schon 1816 gekannt, nnd daraus die äufsere Einkleidung für seinen Schenken genommen habe. Der Charakter desselben ist entweder nur ein Abbild der Geringschätzung äufserer Ehren und der Freude an der Natur, welche den Dichter erfüllten, oder, was mir noch wahrscheinlicher ist, er beruht auf Ueberlieferungen, nach welchen die Limburger ein waldliebendes und jagdfreudiges Geschlecht wie die Tübinger waren.

7. Die Ulme von Hirsau.

Abfassungszeit unbekannt. Zuerst gedruckt im Morgenblatt vom 5. Juni 1829.

Von einer Quelle dieses kleinen Gedichtes kann selbstverständlich nicht die Rede sein, da es ein einfacher Ausdruck der Empfindungen ist, welche der Dichter beim Anblick des schönen Baumes und seines eigentümlichen Standortes hatte. Nur für Diejenigen, welchen eine genauere Kenntnis der Oertlichkeit wünschenswert erscheint, setze ich daher eine Beschreibung derselben her, welche Justinus Kerner in dem schon oben erwähnten Büchelchen über das Wildbad S. 70 gibt: „Im Jahre 1692 wurde das Kloster Hirschau von den Franzosen verbrannt, wie dazumal auch die nahe belegene Stadt Calw. In den ausgebrannten Kreutzgängen und Gebäuden befinden sich nun Gärten. Mitten aus dem Boden der alten Abtey, auf dem Gewölbe des Kellers, schoss eine prächtige Ulme empor, obgleich in der Gegend weit umher kein Ulmbaum zu finden ist. Sie trieb ihre starken Aeste hoch über die Trümmer hin und steht da, gleichsam ein Erzeugniss der Kraft und Fülle, die einst in diesen Gewölben gebunden lag.“ In den Schlussworten finden wir, nur unentwickelter, dieselbe Richtung zur allegorisierenden Betrachtung wie bei Uhland.

Herr Professor Holland macht mich darauf aufmerksam, dass sich eine neuere Darstellung in der Beschreibung des Oberamts Calw. Stuttgart 1860 S. 230 findet und endlich kann noch die Abbildung und Beschreibung der Ruine und des Baumes bei Paulus a. a. O. S. 38 ff. verglichen werden.

8. Die Geisterkelter.

15. April 1834.

Das Gedicht „die Geisterkelter“ nimmt in so fern unter den hier behandelten eine eigentümliche Stellung ein, als es polemischer Natur ist. Dieser Charakter tritt jedoch nur zum Schluss und auch hier in so milder Form auf, dass er leicht ganz übersehen wird, wenn man nicht die Thatsachen kennt, welchen das Gedicht seine Entstehung verdankt.

Justinus Kerner war bekanntlich nicht allein ein tüchtiger Arzt und leidlicher Dichter, sondern er stand auch mit allen Geistern, welche dazumal in Schwaben umgingen, in vertrautem Umgange und bildete in Weinsberg den Mittelpunkt eines Kreises von abergläubischen Schwärmern mehr oder weniger zweideutiger Natur. Seine Freunde*) waren, und gewiss mit Recht, geneigt, ihn mehr für den Betrogenen als den Betrieger zu halten, betrachteten aber nichtsdestoweniger dies ganze wüste Treiben mit Unbehagen, und namentlich sprach Uhland dem Freunde mit aller Schonung aber ohne Hehl seine Missbilligung darüber aus. So schon in einem Briefe aus Tübingen vom 20. Januar 1810[1]), wo es über die „Reiseschatten“, an welchen Kerner arbeitete, heifst: „dass meine Bemerkungen über die Schatten so sehr gegen Euern Sinn liefen, ist mir leid. Die Einheit von Fabel und Wirklichkeit unter einem höhern Prinzip verkenn' ich nicht, es wäre ohne diese Anerkennung so Vieles für mich verloren. Nur die Art der Vereinigung in dem Schattenbriefe mit den Geistergeschichten hat meinem Gefühle nicht zugesagt. . . . Was meinen von Dir angenommenen Unglauben in Hinsicht auf Erscheinungen u. s. w. betrifft, so bemerke ich, dass ich bis jetzt weder zum Verwerfen noch zum Glauben Grund gefunden; dass ich, eben weil ich für den Glauben empfänglich bin, weil mir die Sache bedeutend ist, mich vor spielender Selbsttäuschung hüte, mich scheue, ungewisse oder erklärbare Begebenheiten ins Geisterreich zu heben.“ — Aehnlich spricht er sich 1829 in zwei von Notter[2]) S. 73 und 74 auszugsweise mitgetheilten Briefen

*) S. Mayer, Uhl. u. s. Fr. II S. 156 f.

[1]) S. Uhland E. Gabe für Freunde S. 55 f.

[2]) Ludwig Uhland, sein Leben und seine Dichtungen. Mit zahlreichen

beim Erscheinen „der Seherin von Prevorst“ aus, jenes seltsamen Buches über die Visionen einer unglücklichen, nervös gänzlich zerrütteten Frau, welche 1829—30 in Kerners Haus und Cur war. Dieses interessante Beobachtungsobjekt hinderte denselben jedoch nicht, auch auf die andern Weinsberger Geister ein scharfes Auge zu haben und gern theilte er dann seine Entdeckungen dem ungläubigen Freunde mit. Dies war auch der Fall mit der Grundlage unseres Gedichtes, wie aus einem Briefe Uhlands vom 17. Juni 1834, bei Notter S. 74, hervorgeht: „die Geschichte von der Geisterkelter zu Weinsberg, die Du, lieber Kerner, mir einmal erzählt hast, hab' ich in Reime gebracht.“ Sie steht auch in der Seherin von Prevorst Bd. II S. 241 und lautet: „Hier zu Weinsperg befindet sich ein Haus, das schon etliche und dreifsig Jahre von einem Weingärtner Namens Bayer bewohnt wird. In alten Zeiten diente es als Kelter, von der nun aber keine Spur mehr vorhanden ist. In diesem hört man schon länger als 40 bis 50 Jahre, besonders vom December bis Februar, nächtlich Töne, als schlüge ein Küfer mit vollen Kräften auf ein leeres Fass, als würde Kübelgeschirr gebunden, als machte man Zurüstungen an einer Presse (die gar nicht im Hause ist), wie man vor dem Traubenaufschütten und Pressen zu thun pflegt. Aber diese Schläge und Töne sind oft so gewaltig, dass sie bei stiller Mitternacht in der ganzen Nachbarschaft gehört werden. Dabei ist merkwürdig, dass, je heftiger und öfter diese Töne geschehen, desto reicher auch die Weinlese desselben Jahres ausfällt.“[1])

Im Uhlandschen Gedichte ist die Schilderung der Vision die Hauptsache und diese ist von einer Farbenpracht, wie sie sich nur in einigen Gedichten derselben Periode z. B. Bertran de Born und Glück von Edenhall findet. Im Gegensatze hierzu wirkt der komische Schluss absichtlich ernüchternd.

9. Die Glockenhöhle.

20. Juni 1834.

Meier, deutsche Sagen aus Schwaben erzählt S. 345: „In der Nähe des Weiler Breitenbach, der zu Pfullingen gehört, befand sich

---

ungedruckten Poesien aus dessen Nachlass und einer Auswahl von Briefen, Stuttgart 1863. Metzler.

[1]) Eine ähnliche Sage aus Tübingen berührt Meier, Sagen aus Schwaben S. 451.

ehedem die Glockenhöhle, „darin es, wenn einer red't, wie eine Glocke klingt." Sie ist bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden. Ein „Glockenthäle" gibt es aber in der dortigen Gegend auch noch heut zu Tage."

10. Das Singenthal.

19. oder 20. Juli 1834 [1]).

Götzinger S. 570 bemerkt: „Das Singenthal liegt bei Glems im Würtembergischen Oberamte Urach", und ich kann dieser dürftigen Notiz nichts hinzufügen, da ich die Sage sonst nicht gefunden habe. * Trotz vieler Nachforschungen habe ich in Reutlingen und Umgegend und auch sonst nicht in Schwaben nicht einmal den Namen „Singenthal" bekannt gefunden. Von der Sage wusste ebenfalls Niemand Etwas.* [Der Verf. bezieht sich noch auf eine Notiz aus Schwabs „Neckarseite" u. s. w. S. 181]. Bemerkenswerth ist jedoch, dass das Gedicht, wenn es wirklich eine Volkssage getreu wiedergibt und nicht durch gelehrte Reminiscenzen beeinflusst ist, für die Rechtsaltertümer eine gewisse Bedeutung hat. Der Laut der Menschenstimme und der Schall des Horns waren juristische Bestimmungen; „der Ton befuhr gleichsam die Gegend und nahm sie für den (Sänger oder) Bläser in Besitz." Grimm Rechtsalt. 2. Ausg. S. 76[2]). Ebenso braucht man die Ueberreichung des Ringes an das Mädchen nicht blofs als poetischen Schmuck zu betrachten, sondern kann auch hierin einen Nachhall der investitura per annulum aureum erkennen, welche bei Grundstücken eine Form der Uebergabe war, s. Grimm a. a. O. S. 178. Du Cange s. v. investitura per a. a. Bd. III p. 886.

---

[1]) Das erste Datum gibt Holland an, das zweite steht in Uhland E. Gabe f. F. S. 251.

[2]) Hier ist auch die ganz ähnliche Geschichte von den transcornati erwähnt, welche ein Lombardischer Spielmann von Karl d. Gr. zu Eigen erhielt. Vgl. Chron. Novaliciense lib. III c. 14 in den Mon. Germ. Script. VII p. 101 und Simrocks Gedicht „der lombardische Spielmann" in den deutschen Sagen S. 90 N. 29.

11. Der Lerchenkrieg.*)

26. 27. Januar 1847.

Nach Notter a. a. O. S. 402 findet sich die Quelle zum Lerchenkriege in der Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart Bd. XIV S. 217. Hier tragen die Nördlinger ihrem Rathsboten auf, am Mahnungstag (17. Nov. 1496) den Hauptleuten und Räthen des Adels und der Städte anzuzeigen: „Nach altem ob Menschengedächtniss geübtem Gebrauch seien die Ihrigen bei zwanzig im vergangenen Herbst nach Lerchen gelaufen. Graf Joachim zu Oettingen (-Wallerstein) habe sie, da sie aufserhalb der Stadt einestheils auf dem Nördlingischen den Lerchen, der ein freier Vogel sei, nachgegangen seien, durch die Seiuen, unerinnert, mit gespanntem Armbrust und wehender (sic) Hand auf des Heiligen Reichs Strafse überritten, zu Gelübd genöthigt und gedrungen, ihr Garn aufzuheben und füro ohne der Herrschaft Oettingen Wissen und Willen nicht mehr zu vogeln; einer sei auch blutrünstig geschlagen worden.“

Uhland beschäftigte sich im Winter 1847 mit Studien zur „Schwäbischen Sagengeschichte“, welchen die beiden Gedichte „Lerchenkrieg“ und „der letzte Pfalzgraf“ entsprangen. Uebrigens ist die Quelle zu ersterem Gedicht später gedruckt als dieses erschienen ist und der Dichter hat also wol das Manuskript eingesehen oder auf andere Weise Kenntnis davon erhalten.

Aus diesem unpoetischen und überhaupt nicht gerade bedeutenden Stoffe hat der Dichter das Mögliche gemacht, indem er den Gedanken hineinlegte, dass die freie Natur über die widerstrebenden und sich selbst vernichtenden Absichten der Menschen den Sieg davontrüge. Die farblose Erzählung suchte er durch mehrere Gestalten zu beleben und fügte den tragischen Schluss hinzu. Das fallende trochäische Versmaafs passt zu der düstern Färbung des Ganzen.

12. Der letzte Pfalzgraf.

18. Februar 1847.

Uhland eröffnete den ersten Band von Pfeiffers Germania mit einem Aufsatze über „die Pfalzgrafen von Tübingen“, welcher jetzt

*) Vgl. Mayer, Uhl. 2, S. 68.

auch in den Schriften Bd. VIII S. 311 ff. abgedruckt ist. Dieser Aufsatz enthält Alles zur sachlichen Erklärung obigen Gedichts Nötige und wir befinden uns daher in der glücklichen Lage, den Dichter selbst zum Interpreten zu haben.

„Ihre Burg Tübingen, heifst es S. 312 von den gedachten Pfalzgrafen, lag auf der Grenzscheide zwischen dem Schwarzwald des Nagoldgaus und dem in nördlichem Höhenzug sich vorstreckenden Buchenwalde, dem Reichsforste Schainbuoch, Schönbuch, den sie vom Reiche zu Lehen hatten. Sie waren nun auch von der Lust und Herrlichkeit ihres weitausgedehnten, nach der einen Seite das schwarze Nadelholz, nach der andern den grünen Laubwald umfassenden Jagdgebiets wahrhaft eingenommen und den vollen Zauber dieser Waldliebe legt“ die Sage von den wunderbaren Waidgesellen eines Pfalzgrafen, dem Erdmendlin Epp mit seinen Hunden Will und Wall dar, über deren Verlust jener vor Gram stirbt. „Dass in der fabelhaften Erzählung die Sinnesart und selbst der Schicksalsgang der Pfalzgrafen von Tübingen richtig aufgefasst ist, erhärten geschichtliche Thatsachen.“ Zu diesen darf die Erbauung eines Jagdhauses gerechnet werden, welches unter andern Inschriften auch folgende zeigte: „Rudolfus c(omes) p(alatinus) de Tuwingen domum istam procuravit fieri anno incarnat. Christi 1209, ut omnes hic venaturi sui sint memores et salutem animae (eius) imprecentur.“ „So wird selbst die Sorge für das Seelenheil dieses Pfalzgrafen den Jägern empfohlen, obgleich sonst ihre Andacht, die Jägermesse, nicht in besondrer Geltung steht[1]). Die Tübinger gefielen sich, neben dem Waidwerk, auch in Werken der Frömmigkeit durch Klosterstiftungen, die ihren Landbesitz beträchtlich schmälerten. Der Erbauer des Jagdhauses im Schwarzwald hatte früher im Schönbuch das Kloster Bebenhausen gegründet, wo er auch seine Grabstätte fand; über seine Nachkommenschaft wuchs diese Abtei so mächtig herein, dass der tiefverschuldete Pfalzgraf Gotfrid I. im Sommer 1301 Burg und Stadt Tübingen mit aller Zugehör an das Kloster verkaufte. Zwar wird dieser ‚Titel seiner Geburt‘, wie er selbst Tübingen urkundlich bezeichnen liefs, bald darauf wieder eingelöst, aber bei seinen Enkelsöhnen kommt es wieder dahin, dass sie, von Schuldenlast gedrängt, im Jahre 1342 den alten, ansehnlichen

[1]) Die Belege hierfür lassen wir der Raumersparnis wegen fort. [S. S. 330. A. 1.]

Stammsitz an den Grafen Ulrich von Wirtemberg endgiltig veräufsern. Da heifst es im Kaufbriefe: „Wir Götze (Gotfrid III.) und Wilhelm, gebrüeder, graven zu Tuwingen . . . haben verkouft . . . unser vestin Tuwingen, burg und statt, lüt und guot, . . . an veld, an wald und wasen, . . . an gelt (Gülten) . . . und haben uns daran kain reht behalten, dann allein die hundlege zu Bebenhusen [1]) und das gejaid [2]) in dem Schainbuoch.“ (S. 329 ff.) Derselbe Chronikschreiber, der die wundersame Jagd des alten Pfalzgrafen erzählt, erwähnt auch dieses Verkaufs und setzt hinzu: „Darumb hab er dem grafen von Würtemberg alles übergeben und zu Tübingen sei er zum tor hinaufsgeritten, da hab er sich umbgekert und ganz frölich zu seinen dienern gesagt, nun freuw er sich von ganzem herzen, dass er doch ainmal des wuests seie abkommen (S. 333).“

Die ungezügelte Waidmannslust und die grenzenlose Geringschätzung äufserer Güter hatten denn auch den frühen Verfall des Geschlechtes zur Folge. Diese schlimmen Eigenschaften entbehren jedoch auch nicht eines gewissen poetischen Reizes, welcher Uhland um so mehr anzog, als er schon eine ganz ähnliche Figur im Schenken von Limburg gezeichnet hatte.

---

[1]) Dieselbe steht noch. S. Paulus a. a. O. S. 36 *(Nein. Nur die Stelle, wo das grofse dreistöckige Gebände gestanden, an der Mauer gegen die Stuttgarter Strafse hin, wird von dem kundigen Führer in dem Kloster noch gezeigt. Dagegen steht nach das zu der Hundelege eigens gehörende Wirthshaus, welches jetzt anderen Zwecken dient)*; wie denn überhaupt die schönen Ruinen des Klosters, und zwar hauptsächlich auf Uhlands Veranlassung, restaurirt wurden. S. Nutter S. 287, K. Mayer I, S. 181 *und die neueste Schrift: „Das Kloster Bebenhausen nach seiner Vergangenheit und Gegenwart geschildert von Hermann Frölich. Mit einer photographischen Ansicht. Tübingen, Fues 1873.*

[2]) Hierzu mussten „die Todten von Lustnau“ den Tübingern, ibren jagdfreudigen Herrn, jährlich zwei Habichte liefern. Vgl. Schr. VIII S. 452.

ANHANG.

BRUCHSTÜCK EINER ABHANDLUNG ÜBER DIE VERSCHIEDENEN PERIODEN IN UHLANDS DICHTERISCHER THÄTIGKEIT.

— —

Das eben besprochene Gedicht [„der blinde König"] und „die sterbenden Helden", welches ich auf eine bestimmte Quelle nicht zurückführen kann, sind die einzigen, welche der oben erwähnten Beschäftigung des Dichters mit nordischer Heldensage ihre Entstehung verdanken und welche derselbe der Aufnahme in seine Sammlung für würdig gehalten hat. Zwar haben Notter und Mayer noch einige ähnliche Gedichte veröffentlicht, wie König Olo, Alfar und Auruna, Hyld und Helgo u. A., dieselben zeigen aber nur, dass Uhland poetisch nicht unbedeutend durch jene Studien angeregt worden ist und dass wir in dem blinden König und den sterbenden Helden die beiden einzigen aber auch sicherlich die bedeutendsten Repräsentanten einer Epoche vor uns haben, welche Uhland in ihrer Gesammtheit der Nachwelt nicht überliefern wollte. Denn auch von den folgenden Gedichten trennt sie eine tiefe Kluft, wie das folgende zeigen wird.

Mit dem Jahre 1805 beginnt eine neue Periode in Uhlands dichterischer Thätigkeit, welche die Jahre 1805 und 1806 und diejenigen Gedichte umfasst, welche in Seckendorfs Musenalmanach für das Jahr 1807 abgedruckt sind.[1] Uhland selbst schreibt hierüber an Seckendorf von Tübingen, 6. März 1807[2]): „Ihre Beurtheilung

[1]) Ihr Verzeichnis s. bei Goedeke, Geschichte der deutschen Dichtung III S. 332.
[2]) S. Uhland, Eine Gabe für Freunde S. 34 f.

meiner Gedichte war mir willkommen. Sie sind gröfstentheils lyrische Ergüsse eines jugendlichen Gemüthes, die ersten Gefühle und Lebensansichten einer erwachenden Seele, sie bilden die erste Periode meiner Poesie", und weiter unten wiederholt er: „Es ist, wie ich schon gesagt, als wäre mit der Sammlung in Ihrem Almanach eine gewisse Periode meiner Poesie geschlossen." Gewiss hatte der Dichter hiermit Recht, wie eine kurze Charakteristik der betreffenden Gedichte zeigen wird.

Die Gedichte der Jahre 1803 und 1804[1]) sind ihrer Grundstimmung nach entschieden melancholisch: der Mai und die im Abendstrahl leuchtenden Berge seiner Heimat geben ihm ebensowohl Veranlassung an die Vergänglichkeit alles irdischen zu denken, wie der Herbst und der Besuch des Kirchhofs; nirgends tritt eine lebensfrische Anschauung der Natur hervor, sondern überall wird ihre Nachtseite hervorgehoben; nirgends zeigt sich eine heitere Lebensauffassung, vielmehr sind Trennung und Tod die einzigen Punkte, auf welchen das Auge des Dichters mit schmerzlicher Befriedigung ruht. Diese düstere und setzen wir gleich hinzu gegenstandslose und daher unklare Wehmutschwelgerei suchte sich nun eine adäquate Form zu schaffen und fand sie in der trüben und verschwommenen Nebelwelt Ossians. Hier haben wir blaue Krieger auf Stürmehügeln, Geister, die mit Nebelhänden Wolkenharfen schlagen, Zauberinnen, Elfen, kurz jene Reihe phantastischer Gestalten, welche Ossian einem empfindsameren Zeitalter, als das unsrige ist, so theuer machten und welche wohl noch heute ein gewisses Lebensalter mit wonnigen Schauern erfüllen. In diesem Lebensalter befand sich Uhland und die ganze Sterbeseligkeit eines 17jährigen begabten Jünglings lehnte sich an diese Traumwelt an und sog immer neue Nahrung aus ihr. Die Form der Gedichte ist, entsprechend der Unklarheit der Gedanken und Situationen selber unklar und nicht frei von Geschraubtheit und hohlem Pathos. Ganz im Gegensatze hierzu sind die wenigen Gedichte welche sich an die nordische Heldensage anschliefsen klar und einfach gehalten und daher vom Dichter der Veröffentlichung auch für werth gehalten worden.

Die Gedichte des Seckendorfschen Musenalmanachs zeigen nur mit den eben besprochenen viele Aehnlichkeit aber doch noch gröfsere Verschiedenheit von denselben. Die melancholische Stim-

[1]) S. Mayer, Uhland und seine Freunde, Bd. I S. 48 ff.

mung ist geblieben, Abschied und Tod sind wie früher die beiden Pole, um die sich alles dreht, die Einkleidung aber, wenn ich so sagen darf, ist eine andere und bessere geworden. Von Ossian ist jede Spur verschwunden, dafür ist an die Stelle getreten der greise König mit goldener Krone und Purpurmantel, das rosige Königstöchterlein und der Schäfer, zu einander hingezogen durch sehnender Minne Noth, der Harfner, dessen Lied das Königsmahl verschönt, endlich Mönch und Nonne, kurz alle Gestalten der mittelalterlichen Romantik, aber, und das ist sehr charakteristisch, mit einziger Ausnahme des Ritters, dessen Figur in diese ewig entsagende, ewig trauernde Welt nicht hineinpasste. Einen entschiedenen Vorzug hat diese romantische Welt vor der Ossianschen, den der gröſseren Klarheit, im Uebrigen ist sie für den lyrischen Dichter so gut eine Fessel wie jene und indem derselbe individuelle Empfindungen typischen Figuren unterlegt, geht die Lebenswahrheit und die Subjectivität verloren, welche Merkmale eines guten lyrischen Gedichtes sind. Am bedeutendsten zeigt sich der Fortschritt in der Entwicklung des Dichters in der Form. Abgesehn von einigen überhaupt unklaren Gedichten (An den Tod, Harfnerlied am Hochzeitsmahle) treten uns schon hier in höherem oder geringerem Grade die Vorzüge Uhlandscher Poesie entgegen: Einfachheit und Klarheit und zwar ebensowohl in romantischen Gedichten, wie die Nonne, der Schäfer, das Schloss am Meer, als auch in den wenigen, in denen der Dichter diese Fessel abgestreift hat, wie die Kapelle, und in dem herrlichen Gedichte Schäfers Sonntagslied.

Diese kurze Charakteristik wird man, wenn man sie an die betreffenden Gedichte anlegt, für weitaus die Mehrzahl derselben, wie ich hoffe, zutreffend finden, einige wenige Gedichte treten, wie es bei organischer Entwicklung überhaupt zu gehen pflegt, aus diesem Rahmen heraus und weisen entweder auf bestimmte äuſsere Einflüsse hin oder sind Vorboten einer Entwicklung, welche erst in der Zukunft zur Blüthe gelangt ist. Wir zählen hierher drei Gedichte: Entschluss, Gretchens Freude und Abschied, welche sich von der Menge der übrigen Gedichte durch lebensfrische und lebensfrohe Auffassung vortheilhaft unterscheiden.

Das erste dieser Gedichte führt uns einen schüchternen Liebhaber vor, welcher nach langem Zögern den kühnen Entschluss fasst, der Geliebten seine Neigung zu gestehn, allein

. . . . . . o wehe! welches Schrecken!
Sie kommt heran, sie wird mich sehn;
Ich will mich in den Busch verstecken,
Da seh' ich sie vorübergehn.

Einfach und anmuthig im Gedanken und in der Ausführung ist das kleine Gedicht das erste, welches jenen harmlosen Humor zeigt, den wir in einigen der berühmtesten späteren Gedichte wiederfinden.

„Gretchens Freude“ scheint unter dem Einfluss derjenigen Scene aus Goethes Egmont entstanden zu sein, in welcher Klärchen ihr Bekanntwerden mit Egmont erzählt, wenigstens erklärt sich durch die Annahme eines äufseren Einflusses am besten der Gegensatz, in welchem der lebensfrische Ton dieses Liedes zu dem schwermüthigen der meisten übrigen steht. Diese Vermuthung hat zuerst öffentlich ausgesprochen Sintenis in der Abhandlung: Goethes Einfluss auf Uhland, Dorpat 1871 S. 6, welches Schriftchen ich wegen der vielen feinen Bemerkungen über den Sprachgebrauch der beiden verglichenen Dichter allen Freunden Uhlands aus Ueberzeugung empfehlen kann. Wenn aber der Verfasser aus der oft sehr entfernten Aehnlichkeit einiger Uhlandschen Gedichte mit einigen Goethischen aus dem Jahre 1804 den oben angedeuteten Einfluss Goethes weiter feststellen will, so vermag ich ihm auf dieses schlüpfrige Gebiet nicht zu folgen[1]). Man kann vernünftiger Weise von einer Anlehnung doch nur dann sprechen, wenn entweder in Bezug auf irgend einen nicht gemeinen Gedanken oder die Situation eine entschiedene Aehnlichkeit vorliegt; das erstere ist aber nach meiner Ansicht bei keinem der unten angeführten Gedichte der Fall, das letztere nur bei Schäfers Klagelied und dem Schäfer. Aber auch dies lässt sich ebenso wol aus der Beliebtheit dieses Stoffes in der romantischen Dichtung erklären, zu der damals beide Dichter hinneigten. Es soll hiermit der allgemeine Einfluss, den der gewaltige Goethe auf alle deutschen Dichter ausgeübt hat, keineswegs geleugnet werden, aber das spröde Naturell

[1]) Die verglichenen Gedichte, die Goethischen voran, setze ich her, damit der Leser selbst prüfen könne: Zum neuen Jahr 1802. Neujahrswunsch 1817. — Tischlied. Trinklied 1812. — Frühzeitiger Frühling. Frühlingslieder 1. 2. 1812. — Schäfers Klagelied. Der Schäfer 1805. — Trost in Thränen. Abschied 1806. — Sehnsucht. Lauf der Welt 1807. — Bergschloss. Lieder der Vorzeit 1807. — Ritter Curts Brautfahrt. Unstern 1814. — Selbstbetrug. Schlimme Nachbarschaft 1809. — Rattenfänger. Die drei Schlösser 1811.

des Schwaben gab sich diesem Einflusse nur so weit hin, als er der eigentümlichen Richtung seiner dichterischen Individualität entsprach. Nun besteht zwischen diesen beiden so unendlich verschiedenen Naturen jedenfalls die eine Aehnlichkeit, dass sie in ihrem Dichten nach der höchsten Einfachheit und Natürlichkeit streben. Daher die beiden gemeinsame Liebe für Volkspoesie, welche Uhland als auszeichnende Eigenschaft an Goethe hervorhebt[1]). Goethe war stark genug, um die Natur selbst, wie sie ihn umgab und in seinem Innern webte, zur Lehrmeisterin zu nehmen, Uhland lernte zunächst an den ewigen Schöpfungen Goethes, bis er selbst genug erstarkt war, der Natur Auge in Auge zu blicken. Dass er sich so schnell und so weit von der Unnatur der Romantik losgerungen hat, darin erkenne ich den Einfluss Goethes und das verstehe ich unter Uhlands Aeufserung, dass unter allen neueren Dichtern nur Goethe Einfluss auf ihn geübt habe[2]). In der zweiten Periode seiner Dichtung, bei der wir gegenwärtig stehen und in der wir schon eine Abklärung im Vergleich mit der ersten zu erkennen glaubten, finden sich von diesem Einfluss Goethes nur wenige Spuren, während wir den totalen Umschwung, den Uhlands Dichtung in der folgenden Periode zeigt, zum Theil auch der Einwirkung Goethes zuschreiben.

Die eben erwähnte Neigung für die Volkspoesie treibt ihre erste dichterische Blüte bereits in der zweiten Periode, wenn anders das Gedicht: Der Abschied mit Recht als ein Volkslied bezeichnet werden kann, und es wird sich an diese Bemerkung ohne Zwang eine gedrängte Zusammenstellung der ältesten nachweisbaren Spuren von Uhlands Beschäftigung mit der Volkspoesie anschliefsen lassen.

Seitdem Herder den Sinn für Volksdichtung erweckt und der geniale Bürger gezeigt hatte, wie auch der Kunstdichter aus diesem ewig frischen Borne schöpfen könne, wurde die Volkspoesie mehr und mehr Gegenstand des Interesses für alle Gebildeten und zu den bleibenden Verdiensten der viel geschmähten Romantischen Schule muss es gerechnet werden, dass sie in ihren zahllosen Almanachen und Taschenbüchern dieses Interesse durch Veröffentlichung von deutschen und fremden Volksliedern nährte und erhöhte. Der junge Uhland ist durch seine Lektüre romantischer Journale gewiss schon

[1]) Vgl. meine Programmabhandlung: Uhlands Schwäbische Balladen S. 1. [s. oben S. 55].

[2]) A. a. O. S. 1. [S. 54].

früh auf die Volkspoesie hingeführt worden, dann erschien Ende des Jahres 1805 oder Anfang 1806[1]) des Knaben Wunderhorn, welches jene literarische Bewegung zu einem vorläufigen Abschluss brachte. Unter dem frischen Eindrucke der Lectüre dieses Buches denke ich mir Uhlands Gedicht „Abschied“ vom 15. Mai 1806 entstanden. Nicht uninteressant ist des Dichters Aeufserung über das Wunderhorn in einem Briefe an Seckendorf vom Jahre 1806 (nach dem 10. Nov. geschrieben). Hier heifst es[2]): „Ueberhaupt nehmen viele, besonders das gewöhnliche Lesepublikum, zu wenig Rücksicht darauf, dass man bei Wiederaufgrabung der verschütteten Vorwelt auch das hereinzuziehen habe, das zwar für sich ohne grofsen Werth ist, aber doch als Stück in der grofsen Ruine seinen Platz ausfüllt. So sind z. B. in dem werthen Buche: „Des Knaben Wunderhorn“ auch sehr mittelmäfsige oder unvollständige Lieder. Solche, die das Buch flüchtig durchblättern und solche einzelne Stücke lesen, rufen aus: Was soll das? Dem aber, der in den ganzen Cyklus der altdentschen Poesie eingeweiht sein möchte, werden auch diese geringeren Reste nicht gleichgültig sein, sie werden ihm zur Erklärung des Kostbareren und in Hinsicht auf das Ganze manchen Nutzen versprechen. Man rette lieber zu viel als zu wenig!“

In demselben Jahre 1806 nun lassen sich auch die ersten Spuren nachweisen, dass Uhland, vielleicht auch durch das Wunderhorn angeregt, selbst Volkslieder zu sammeln begann, eine Beschäftigung, welche er bekanntlich später in so grofsartiger Weise fortgesetzt hat und der wir so herrliche Früchte verdanken. Im Spätjahr 1806 nämlich machte er eine Fufsreise durch die Schweiz „und als er bei einem Schuhmacher in Meyringen im Haslithal sich die Stiefel sohlen liefs, glückte es ihm auch, zwei alte Balladen zu erhaschen, die in Seckendorfs Almanach abgedruckt wurden. Er schickte dem Schuhmacher als Gegengeschenk Schillers Wilhelm Tell[3]).“ Schon durch Vermuthung kann man finden, dass die in Frage stehenden Balladen diejenigen sind, welche in Seckendorfs

---

[1]) Genaueres kann ich nicht angeben. Das Buch trägt die Jahreszahl 1806. Goethes Recension davon ist aber schon in der Jen. Allg. Litt. Zeitg vom 21. Januar 1806 abgedruckt, was mir früh vorkommt, sofern das Buch erst 1806 ausgegeben worden ist.

[2]) S. Uhland, E. Gabe f. Freunde S. 30.

[3]) S. Uhland, E. Gabe f. Freunde S. 25.

Almanach für 1808[1]) S. 19 ff. und S. 29 ff. unter dem Titel: „Graf Friedrichs Brautfahrt“ und „Die wiedergefundene Königstochter“ [[a])gedruckt sind]; denn nur diese beiden haben den Zusatz: „Fliegendes Blatt aus der Schweiz“. Zur Gewissheit wird diese Vermuthung, wenn wir in den Anmerkungen zu Uhlands Sammlung von Volksliedern, in welchen die beiden Balladen unter Nr. 121 und 122 stehn, die Auffindung derselben in der oben mitgetheilten Weise erzählt finden, vgl. Schriften Band IV S. 128. 134. In dem einen Liede (Uhland Sammlung S. 275) heifst es:

Er nam schön Annelein bei der Hand,
er fürt sie in eine Schlafkammer, was lang,
er fürts für eins Herrenbett,
wenn es die Nacht bei im schlafen wött.

Der Herr zog aufs sein guldiges Schwert,
er leit es zwischen beide hert:
„das Schwert soll weder hauen noch schneiden,
das Annelein soll ein Mägetli bleiben.“

Jeder, der die altnordische Sage kennt, erinnert sich des nackten Schwertes, welches Sigurd und Brunhild im Leben und im Tode schied, und so haben wir gleich ein Beispiel, dass Volkslieder „zur Erklärung des Kostbareren und in Hinsicht auf das Ganze manchen Nutzen“ haben können, wie Uhland bald darauf an Seckendorf schrieb.

Oeffentlich äufserte sich der Dichter über das Wunderhorn nach seiner Weise ziemlich spät: über ein Jahr nach dem Erscheinen des Buches, am 10. Juli 1807 erschien das Gedicht „Die Lieder der Vorzeit“, welches Arnim mit Recht für eine warme Empfehlung seines Unternehmens ansah und aus diesem Grunde auch in die Nachschrift an den Leser hinter den Abdruck des ersten Bandes vom J. 1818 S. 477 f. aufnahm.

Im Jahre 1808 erschien der zweite und dritte Band des Wunderhorns und ihre Lectüre scheint eine erneute Veranlassung zur Beschäftigung mit Volkspoesie für Uhland geworden zu sein. „Des Goldschmieds Töchterlein gilt in den Volksliedern für ein besondres Juweel“[2]); das Uhlandsche Gedicht, welches ursprünglich um mehrere

---

[1]) Der für 1807 kommt nicht in Betracht, da er aufser zwei Englischen aus Percy nur Spanische Balladen enthält.

[[a]) und daraus im Wunderhorn II S 274 ff. und S. 289 ff.]

[2]) S. Anm. zu den Volksliedern Schr. Bd. IV. S. 235.

Strophen länger war[1]), hat jedoch mit dem Volksliede ausser dem Titel nichts gemein, eine Erscheinung, welche sich bei einer ganzen Reihe von Liedern mit gleichem Titel wiederholt. Im Allgemeinen kann man sagen, dass Uhland die Derbheit des Volksliedes in Romantik und Sentimentalität verwandelt hat und wo ein Gedicht volkstümlichen Gepräges einmal einen derben Bestandtheil enthält, kann man annehmen, dass gerade dieser alt ist. Hierfür will ich ein Beispiel anführen, dessen Unsicherheit mir keineswegs verborgen ist. „Der gute Kamerad" verdankt[2]) seine grofse Verbreitung ebenso sehr der Musik als seiner inneren Bedeutung. Der Gefallene mag ein guter Kamerad gewesen sein, das müssen wir dem Dichter, der es uns versichert, glauben; der Ueberlebende zeigt dagegen wenig freundschaftliche Gesinnung und es nutzt nichts, den Schluss durch Hinweisung darauf retten zu wollen, dass der rohe Krieg die Aeufserung auch der edelsten Gefühle hindere u. s. w. Der Schlussvers bringt einen Missklang in das Gedicht hinein. Diesen hätte Uhland gewiss vermieden, wenn er allein seinem Gefühl gefolgt wäre, so aber finden sich in dem Lied „Rewelge" Wunderhorn 1806 (18)[3]) S. 73 zwei Strophen, die so viel Aehnlichkeit mit unserm Liede haben, dass ich sie als die Quelle desselben betrachten möchte. Sie lauten:

Ach Bruder jetzt bin ich geschossen,
Die Kugel hat mich schwer getroffen,
Trag mich in mein Quartier,
Es ist nicht weit von hier.

Ach Bruder ich kann Dich nicht tragen,
Die Feinde haben uns geschlagen,
Helf Dir der liebe Gott,
Ich muss marschieren in Tod.

Die Weigerung des Unverwundeten, die Bitte des Gefallenen zu erfüllen, erscheint in diesem Gedichte allerdings gerechtfertigt, da er um denselben in sein Quartier zu tragen, die Schlacht überhaupt hätte verlassen müssen, bei Uhland reicht er ihm nicht einmal die Hand zum Abschied und warum nicht? weil er — eben lädt! Das heifst nichts anders als durch Uebertreibung an sich dichterisch guter Motive die Wirkung selbst zerstören.

Wir wenden uns nun zu einem Liede, welches mit Recht zu

[1]) S. Mayer Bd. I S. 109, 116 ff.
[2]) [Im Text steht fälschlich: verdient.]
[3]) [Im Text steht fälschlich: 1808 (19)].

den Zierden der deutschen Poesie gezählt wird: Der Wirthin Töchterlein. Fast in allen äufserlichen Dingen lassen sich Anlehnungen an Volkslieder nachweisen, die Hauptsache aber, die zarte und tiefe Darstellung einer über das Grab hinausreichenden Liebe ist durchaus Eigentum des Dichters.

Zunächst ist die zweizeilige Strophe mit Versen von 4 Hebungen in der Volkspoesie ein beliebtes Metrum, ebenso finden sich ähnliche Anfänge genug; ich erinnere nur an (Wunderhorn 1806[1]) I S. 253):

Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus.

Ebendas. II S. 210:

Es fluben drei Sterne wohl über den Rhein,
Es hätt' eine Wittwe drei Töchterlein.

Mittler N. 121 als Anfang der oben erwähnten Ballade: „Die wiedergefundene Königstochter“:

Es ritt ein Ritter wohl über den Rhein,
Er kehrte bei einer Frau Schenkwirthin ein.
Frau Schenkwirthin schenkt ihr Bier oder Wein
Oder nehmt ihr fremde Gäste ein?
Ich schenke Bier und Branntwein
Und nehm auch fremde Gäste ein.

Wunderhorn I S. 203:

Frau Wirthin, ist sie darinnen,
Hat sie gut Bier, [gut Bier] und Wein?

Das Lied aber, welches in den Aeufserlichkeiten, und nur um diese kann es sich hier handeln, die gröfste Aehnlichkeit mit dem Uhlandschen hat, ist das im Wunderhorn 1808 II S. 200 unter dem sonderbaren Titel: „Inkognito“ stehende, welches lautet:

[Es kamen drey Diebe aus Morgenland,
Die geben sich für drey Grafen aus,
Sie kamen vor der Frau Wirthin Haus:
„Frau Wirthin hat sie es diese Gewalt,
„Dass sie über Nacht drey Grafen b'halt?“
„Wenn ich es diese Gewalt nicht hätt,
„Was wär mir denn die Wirthschaft nutze?“
Der erste that die Pferde in Stall,
Der andere schwenkt das Futter hinein,
Der dritte trat zur Küche hinein,

[1]) [Im Text steht fälschlich: 1808.]

Und küsste der Frau Wirthin ihr Mädlein,
Oder ist es ihr getreues Töchterlein?
Es ist mein getreues Töchterlein,
Es soll euch zapfen Bier und Wein.
Der Erste sprach: Das Mägdlein ist mein,
Ich hab ihm gegeben ein Ringelein!
Der andere sprach: Das Mädchen ist mein,
Ich hab ihr gegeben ein Glas voll Wein.
Der dritte sprach: Das Mädchen wär werth,
Dass wir es theilten mit unserem Schwerdt.
Sie gaben der Frau Wirthin einen süfsen Getrank,
Dass sie vom Stuhl ins Bette hinsank.
Das Mägdlein greift der Mutter wohl an den Mund:
Ach Mutter leb jetzt eine Stund!
Es greift der Mutter wohl an die Brust:
Ach Gott wenn das mein Vater wusst!
Es greift der Mutter wohl an die Händ:
Ach Mutter du bist am letzten End!
Es greift der Mutter wohl an die Füfs:
Ach Mutter was ist der Schlaf so süfs.
Sie legten es auf einen viereckten Tisch
Und theilten es wie ein Wasserfisch,
Und wo ein Tröpfchen Blut hinsprang,
Da safs ein Engel ein Jahr und sang.
Und wo der Mörder das Schwert hinlegt,
Da safs ein Rabe ein Jahr und kräht.]

Wir haben hier, wie bei Uhland, drei Burschen, die bei einer Wirthin einkehren, sich in deren Tochter verlieben und ihrer Neigung Worte leihen. Weiter geht freilich die Aehnlichkeit nicht; das Volkslied nimmt einen ziemlich rohen Verlauf, der aber gewiss an eine wirkliche Begebenheit anknüpfte, Uhland macht die Liebesäufserungen der drei Burschen zur Hauptsache und vertieft sie so, dass sie mit dem Volksliede keine Spur von Gemeinschaft haben.[1])

An eine Einwirkung des Wunderhorns glaube ich schliefslich auch noch bei dem reizenden Gedicht: „Das Schifflein". Der

[1]) Nicht unerwähnt mag bleiben, dass das Volkslied in der 2. Auflage des Wunderhorns (vgl. Simrock N. 32) anfängt:

Es ritten drei Reiter wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten sie ein.

So lange nicht ein höheres Alter dieser Redaction erwiesen wird, bin ich geneigt, dieselbe aus dem Uhlandschen Gedichte abzuleiten. Mittelbar liegt darin zugleich der Beweis, dass auch sonst die innere Verwandtschaft der beiden Lieder empfunden worden ist.

Grundgedanke desselben, dass die Zauber der Musik auch Unbekannte mit einander vereinigen, ist freilich so auf der Hand liegend, dass ein Gebildeter ihn nicht zu entlehnen braucht, die Einkleidung aber (die Reise zu Schiff) ist originell genug, dass, wenn man sie in einem Buche wiederfindet, das der Dichter in derselben Zeit unzweifelhaft viel und eifrig gelesen hat, eine Entlehnung wohl denkbar ist. Nun sagt Arnim in dem Sendschreiben an Kapellmeister Reichardt, welches dem ersten Bande des Wunderhorns angehängt ist, S. 456: „Staunend safs ich da unter den lustigen Zechern im vollen Marktschiffe, sah drey wunderlichen Musiker(n) mit immer neuem Liede zu, jeder ihrer Züge eine alte ausgespielte Saite, jeder ihrer Töne ein ausgebissen Trinkglas, ewig hin und zurück geht das Schiff, ihre Wiege, ihr Thron. Sie sinds, die diese arme wüste Marktwelt (wie Kraut und Rüben unter einander geworfen) zu einem wechselnden, lauten und stillen Gedanken-Chore verbinden, dass neben ihnen die ruhigen reichern Dörfer wie unerreichbare Sterne und Monden, ohne Sehnsucht, ohne Preis vorüberschwimmen."

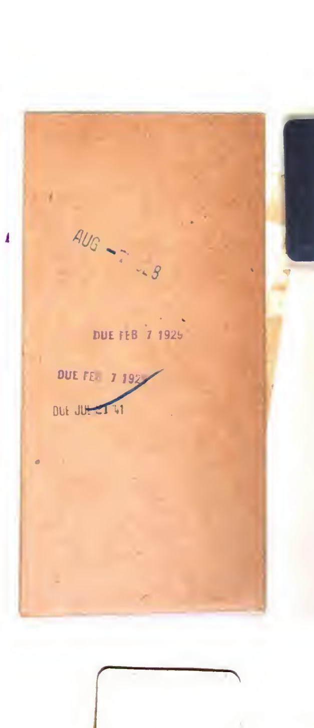
Am 28. Januar 1810 verfasste Uhland sein Lied, am 14. Mai fuhr er auf einem Marktschiff den Rhein herunter auf derselben Strecke, die Arnim im Auge hat. Ueber diese Fahrt meldet sein Tagebuch: „Ein unbekannter Reisegenosse blies das Posthorn, zwar ziemlich schlecht, aber die Töne verklärten sich im Widerhall, da zog ein Anderer eine Flöte hervor und dann stimmte die Gesellschaft mit Gesang ein. Ein sonderbares Zusammentreffen mit meinem Liede „das Schifflein"" [1]).

Die dritte Periode Uhlandscher Poesie rechne ich von 1807 bis zur Pariser Reise 1810. Der Gegensatz zu der früheren ist ein aufserordentlich grofser und umfasst Form und Inhalt in gleicher Weise. Zunächst ist die gesammte romantische Staffage von Königen, Sängern u. s. w. verschwunden und das einzige Gedicht, in welchem wir sie noch finden, „Der junge König und die Schäferin", ist schon wegen seines neckischen Inhalts gar nicht mit den sentimentalen Gedichten der vorigen Periode zu vergleichen.

[1]) Uhland, E. Gabe f. Freunde S. 60.

REGISTER.

Druck von W. Pormetter, Berlin, Neue Grünstrasse 30.


DUE FEB 7 1925
DUE JUL 21 '41

